15.50

Die seltsame Pflegemutter.

Reise-Abenteuer

und

Jagdgeschichten.

Unsern Knaben erzählt

zur Erweiterung ihrer Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde und Naturgeschichte.

Die muthige Vertheidigung. S. 129

Mit 8 colorirten Bildern.

Berlin.
Verlag von August Niese.

H/S 136850
INTERNATIONALE JUGEND BIBLIOTHEK München

Die seltsame Pflegemutter.

(Hierzu das Titelkupfer).

Der Winter des Jahres 1709, vom hl. Dreikönigsfeste an bis in die zweite Hälfte des Februar, ist bekanntermaßen seit Jahrhunderten einer der furchtbarsten und kältesten für das mittlere Europa gewesen. Nicht nur auf den Landstraßen und draußen im Freien, sondern mitten in den lebhaftesten Gassen der Stadt, in den Häusern, ja selbst in den Betten fand man damals viele Menschen erfroren; das stärkste Feuer in den Kaminen und Oefen reichte nicht hin, ein Zimmer von mäßiger Größe nothdürftig zu durchheizen; während die eisernen Platten des Ofens glüheten, überzog sich sechs Schritte davon, in der Nähe der Fenster das Wasser in einem Gefäß mit Eis; Bäume, sowie Felsen, in deren Höhlungen und Klüften das Wasser sich verhalten hatte, welches nun beim plötzlichen Gefrieren gleich einem Sprengpulver wirkte, zerbarsten von der Stärke des Frostes; Sperlinge, Dohlen und Krähen fielen zuweilen plötzlich todt aus der Luft herunter, ganze Ketten von Rebhühnern fand man in den Schneegrotten, darin sie sich gerettet hatten, erstarrt; Fledermäuse wurden durch den ungewöhnlich hohen Grad der alldurchdringenden Kälte aus ihrer Winterruhe geweckt; sie flatterten mitten am Tage heraus in's

Freie, sanken aber, nach wenig Schwingungen, todt zur Erde. Die Schnelligkeit der Hirsche wie der Rehe war dahin; wie gelähmt sah man diese Thiere in der Nähe der Landstraßen und selbst der menschlichen Wohnungen umhertaumeln; als der Frühling kam, fand man eine Menge derselben todt in den Wäldern liegen; die Weiher und Teiche, deren Wasser bis auf den Grund hinab ausgefroren gewesen war, stanken, als sie im Frühling wieder aufthauten, von der Masse der todten Fische. Das Elend und die Noth gingen damals, namentlich in dem unter Ludwig XIV. furchtbar gedrückten Frankreich, in sehr mannigfaltigen Gestalten umher, denn außer der harten Winterkälte hatte das Volk auch durch Mangel und große Theuerung der Lebensmittel zu leiden; die Wintersaaten, die Reben, der größte Theil der Obstbäume waren vernichtet, die Getränke und die Gemüse selbst in den wohlverwahrtesten Kellern zu Eis geworden.

In dieser Zeit einer großen Noth trieb sich auf den Gassen von Luneville in Lothringen ein armer Savoyardenknabe umher. Er war ein vater- und mutterloser Waise; sein älterer Bruder, der bis dahin in der Fremde sein Schutz und sein Trost gewesen war, hatte, um sich einige Franken zu verdienen, einen Botengang nach Nancy übernommen und war nicht wieder zurückgekehrt; er hatte das Loos so vieler Wanderer gehabt, auf dem Wege zu erfrieren, ein Schicksal, vor welchem selbst die Passagiere in den Diligencen und die Postillons in der Hülle ihrer Mäntel und Pelze nicht geschützt waren; denn mehrmalen geschah es, daß die Postpferde mit ihrem Wagen oder ihrem Felleisen an den Stationen ankamen, aber Niemand stieg aus und ab; die Fahrenden und Reitenden waren, entweder mitkommend oder beim Herabstürzen zurückgeblieben, zu Leichnamen geworden.

Der jetzt ganz verlassene Knabe fand während des Tages bald da, bald dort in den Häusern oder auf den öffentlichen Plätzen eine kleine Beschäftigung und einen Bissen Brodes; er putzte,

versehen mit den Geräthschaften seines Bruders, den Leuten die Stiefel und Schuhe, reinigte die Kleider, half als Bratenwender in der Küche, und Mancher, der ihn auf der Straße vor Frost zittern und weinen sah, schenkte ihm einen Sous. Wenn aber die Nacht kam, da erreichte sein Elend einen hohen Grad. Er hatte mit seinem Bruder in einem Zimmermanns-Schuppen geschlafen, sie hatten beide zur Zudecke einen alten Fußteppich des Zimmermanns gehabt, unter dem sie in ihren Kleidern, einer an den andern gedrängt, nothdürftig sich erwärmten, als er aber jetzt allein war, und die Kälte so groß wurde, konnte er es auf dem Lager der Späne nicht mehr aushalten. Da erbarmte sich seiner das Weib eines Stallknechtes; sie wies ihm ein Schlafplätzchen in einem der herzoglichen Ställe an.

In diesem Stalle stand ein eiserner Käfig, darin eine große braune Bärin ihr Lager und zugleich ihr Gefängniß hatte, denn das Thier war sehr wild und zornmüthig. Der kleine Savoyarde, der im Dunkel der Nacht in den Stall gekommen war, wußte und ahnte nichts von dieser gefährlichen Nachbarschaft, und da es ihn in seiner schlechten Kleidung und auf der dünnen Lage von Stroh, darauf er sich gebettet hatte, ganz jämmerlich fror und er, mit der Hand herumtappend, bemerkte, daß da drinnen im Käfig eine dicke Streu von Moos sich befinde, kroch er mit seinem kleinen, schlanken Körper zwischen den eisernen Stäben hinein auf das Lager der Bärin. Diese fuhr Anfangs, als der ungebetene Gast kam, brummend empor; der arme Junge befahl seine Seele in einem kurzen Stoßgebet in Gottes Schutz. Und dieser Schutz kam ihm von daher, wo er am wenigsten zu erwarten war. Die Bärin nahm den von Frost erstarrten Knaben zwischen ihre Tatzen, schmiegte ihn an sich und er lag an ihrer warmen Brust und auf ihrem dicken Pelz so weich und bequem, daß er, der seit mehreren Nächten keine Stunde ruhig geschlafen hatte, aller Furcht vergessend, gar bald in einen sanften, tiefen Schlaf verfiel. Am

Morgen erwachte der Kleine ganz neu gestärkt, kroch aus dem Käfig hinaus und ging in die Stadt seinem Geschäft und armseligen Broderwerb nach; am Abend kehrte er zu seiner Bärin zurück, welche ihm sogar etwas von ihrem Fressen, das aus eingeweichtem Brod und allerhand Ueberbleibseln aus der herzoglichen Küche bestand, übrig gelassen hatte. Er legte sich dann wieder zu seiner dickpelzigen Pflegemutter hin, die ihn, wie gestern, mitleidig in ihre Arme nahm, und an deren weicher, warmer Seite er sanfter als im besten Federbette schlief. So brachte er, ohne Jemand etwas davon zu sagen, fünf Nächte im Bärenkäfig zu; in der sechsten aber hatte er die Zeit, in der er sonst zu erwachen und aufzustehen pflegte, verschlafen; die Stallknechte, welche in der Nähe des Käfigs ein Geschäft hatten, sahen ihn beim Schein ihrer Laternen zu ihrem Schrecken, umschlungen von den Tatzen des großen Thieres, da liegen, und die Bärin brummte bei ihrer Annäherung so zornig, als wollte sie es nicht leiden, daß man ihren Liebling in seiner Ruhe störe. Der Junge wachte jetzt auf, und kam zu der größten Verwunderung der Leute ganz unverletzt und lustig aus dem Käfig heraus.

Die Sache wurde bekannt und machte in der ganzen Stadt Aufsehen. Obgleich der kleine, schüchterne Savoyarde sich aus kindlicher Albernheit herzlich darüber schämte, daß man ihn in den Armen einer Bärin hatte liegen sehen, mußte er dennoch auf Befehl des Herzogs Leopold und vor den Augen dieses guten Herrn, sowie seiner Prinzen und Prinzessinnen, das scheinbar kühne Wagestück, das für ihn keines war, wiederholen, zu der Bärin in den Käfig hineinkriechen und sich von ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme nehmen und wärmen lassen.

Der gute Herzog Leopold verstand, was die Bärin oder vielmehr was Gott der Herr durch das Thun der Bärin ihm sagen wollte. Er erfuhr jetzt, in welcher ganz verlassenen, hilflosen Lage der arme Waisenknabe da in der fremden Stadt gewesen sei. Kein

Mensch hatte sich seiner, so wie es ihm Noth gewesen wäre, erbarmt, keiner in gründlich ausreichender Weise sich seiner angenommen; auch in dem Stalle würde er gleich in der ersten Nacht, die gerade eine der kältesten jenes furchtbaren Winters war, erfroren sein, wenn Gott nicht das Herz eines wilden Thieres zu einem wahrhaft mütterlichen Erbarmen gegen ihn angeregt hätte. Der Herzog ließ den Knaben kleiden, nahm ihn unter seine Dienerschaft auf, ließ ihn etwas ordentliches lernen und aus dem bettelarmen Savoyardenjunge ist nachmals ein in seinem Geschäft sehr brauchbarer und wohlbemittelter Mann geworden.

Wie dem Herzog von Lothringen durch eine wilde Bärin, so läßt Gott der Herr durch die äußere, sichtbare Natur uns Allen gar Vieles sagen, das zu unserem und zu Anderer Heil dienen könnte, wenn wir es nur recht verstehen und beachten wollten. Frage dich selber: was hat dir schon so manchmal der Wiederanbruch des hellen Tages, der Aufgang der Sonne nach einer dunkeln, vielleicht in Angst und Sorgen zugebrachten Nacht gesagt, was hatte dich in Zeiten, wo durch den frevelhaften Wahnwitz der Menschen, durch die Empörung der Völker gegen Gott und seinen Gesalbten der friedliche Gang des Lebens zerstört, Gesetz und Ordnung wie für immer aufgelöst schienen, der Sieg des Frühlings und aller seiner segnenden Kräfte über den Frost des Winters lehren wollen? Blühte nicht der Baum eben so voll und schön wie sonst; kehrte nicht der Storch wie andere Jahre zu seiner bestimmten Zeit wieder; zwitscherten nicht die Schwalben, sangen nicht die Vögel ebenso fröhlich ihr Loblied wie vorhin; hat sich der Lauf der Gestirne auch nur eine Linie von der Richtschnur seiner Gesetze verrücken lassen? Warum willst du dich nicht erheben im Geiste zu dem Vogel, der frei und fröhlich in den Zweigen singt oder in den Lüften schwebt, wenn es unten staubt und stürmt? Es sind besonders einige Schlagwörter, welche uns die sichtbare Schöpfung Gottes bald mit einer Donner-

stimme, bald mit leisem Laute in's Ohr spricht: sie heißen Gesetz und Ordnung, Erbarmen und Liebe, Demuth und gläubig festes Hoffen.

Das heldenmüthige Mädchen.

Eine Scene aus Amerika.

Im westlichen Theile der vereinigten Staaten Nordamerika's hatte sich eine kleine Colonie gebildet, die größtentheils aus Bewohnern deutschen Stammes bestand. Die Geschäfte der Colonisten waren sehr einfach: sie bestanden in Ackerbau und Viehzucht und ließen dem männlichen Theile noch Zeit genug übrig, um in den ungeheueren Waldungen den Vergnügungen der Jagd nachzugehen. Auf ihren Streifzügen betraten die muthigen Jäger oft das für sie gefahrvolle Gebiet der Indianer und entfernten sich so zuweilen in der Verfolgung eines Wildes mehrere Meilen von ihrem Wohnorte.

Sie wußten es recht gut, daß die Jagd in diesen Gegenden ein gefährliches Unternehmen sei. Wie leicht konnten die Ansiedler in den ungeheueren Waldungen und Einöden, die vielleicht nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, sich verirren, und von jeder menschlichen Hülfe fern, ohne daß ihre Freunde wußten, wo sie geblieben, auf eine elende Weise umkommen? Oder wie leicht konnten sie ein Raub und Opfer der wilden Thiere werden, die in verschiedenen Gattungen die Wälder bewohnen und hier gewissermaßen die Herren sind? Doch abgesehen davon, daß sie diese Gefahren nicht zu fürchten gehabt hätten, so drohete ein anderer Feind, der ihnen bei allem ihrem Muthe wohl Furcht hätte einflößen können. Und das waren die noch freien Indianer,

welche jene Gegenden oft heimsuchten, die erbitterten Feinde der Weißen sind, und es ihnen nicht vergeben können, daß sie bis in die äußersten Winkel des westlichen Amerika's von ihnen zurückgedrängt worden sind. Diese sogenannten Wilden wissen recht gut, daß sie früher Herren des ganzen Landes gewesen, daß sie von ihrem heimathlichen Boden mit Gewalt, oft mit Grausamkeit vertrieben, und daß sie kaum sicher auf dem Fleckchen Erde sind, das sie jetzt noch einnehmen, und dies ist die Ursache, daß das Gefühl der Rache gegen die Weißen sich ihrer bemächtigt hat. In ohnmächtiger Wuth durchstreifen sie die Wälder; doch wehe den Weißen, die sich ihnen in nicht gehöriger Stärke nahen; die zurückgehaltene Wuth bricht hervor, die Gelegenheit ist da, sich zu rächen, und schlimm ergeht es dem Bleichgesichte, wenn ein Weißer das Unglück hat, in ihre Hände zu fallen; wehe auch einer solchen Ansiedelung, die nicht gehörig beschützt und bewacht von ihnen überfallen wird! Plünderung, Mord und Brand ist dann die Losung.

Als die Muthigsten bei den Jagdunternehmungen der Colonie zeichneten sich zwei junge Deutsche, Namens Stammann und Arnold, aus. Leidenschaftliche Jäger, brachten sie den größten Theil des Tages mit der Jagd hin, und mit der größten Kühnheit griffen sie die wildesten Thiere an. Sie waren selbst vermessen genug, den Wunsch auszusprechen, es möchte ihnen einmal Gelegenheit werden, sich mit den Indianern zu messen. Und diese Gelegenheit sollte nur zu bald kommen.

Ein kleiner Trupp der Ansiedler, unter ihnen Stammann und Arnold, kehrten eines Tages, des Jagens überdrüssig und mit Beute beladen, nach ihrer Colonie zurück. Sie waren im traulichen Gespräche begriffen und freueten sich schon im Voraus darauf, wie sie die Ihrigen freudig überraschen würden, wenn sie ihnen das schöne Wildpret, das den herrlichsten Braten versprach, vorlegen würden.

Sie schritten sorglos durch einen prächtigen Eichenwald dahin; ihre Tritte gingen spurlos auf dem bemooseten Boden verloren; kein Blatt regte sich; Ruhe und Stille, kaum unterbrochen von dem Geschrei eines Waldvogels, herrschte ringsumher in der Natur.

Ein starker gellender Ton, der sich mehrmals wiederholte, schlug plötzlich an ihr Ohr. Jeden überraschte er, jeder war überzeugt, daß er aus keinem befreundeten Munde ertönte. Aber auch Jedermann war auf das Aeußerste gefaßt. Arnold und Stammann griffen nach ihren Doppelflinten, die sie bequem über die Schulter gehängt hatten, untersuchten die Ladung derselben und ermahnten auch die Uebrigen, vorsichtig zu sein und sich kampffertig zu halten.

Sie traten bald darauf auf eine weite, holzfreie Wiese, und fast zu gleicher Zeit erschienen auf der entgegengesetzten Seite fremdartige Gestalten, die sie bald an ihrer rothen Hautfarbe, ihrem schwarzen und glänzenden Haar und ihren breiten Lippen für Indianer erkannten. Immer mehrere derselben traten aus dem Busche hervor. Unsere Colonisten waren gesonnen, ruhig vorüberzugehen. Die Indianer ihrerseits stutzten Anfangs, da sie das wohlgewaffnete Häufchen plötzlich vor sich sahen. Doch bald stürzten sie sich mit großem Kampfgeschrei auf dasselbe los.

Unsere Freunde warfen nun schnell ihre Jagdbeute weg, um leichter die Waffen führen zu können. Einige wohlgezielte Schüsse der Colonisten streckten mehrere der Indianer nieder. — Mitten im Kampfe bemerkte Stammann einige weiße Leute, die von den Indianern gebunden hergeführt und bewacht wurden. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er in dem einen Manne seinen alten Vater und in einer andern Person die Verlobte von Arnold erkennt. Als sie ihre Flinten abgefeuert hatten, griffen sie ihre Gegner mit dem Hirschfänger an; sie waren auch so glücklich, sich bis zu ihren Lieben hindurchzuschlagen und ihre Bande zu durch-

schneiden, als Arnold einen Schuß durch den Arm erhielt und Stammann durch einige Keulenschläge der wüthend auf ihn eindringenden Indianer zu Boden geschlagen wurde.

Die Europäer wurden von der Ueberzahl ihrer Feinde überwältigt und mehrere gefangen genommen; einige entflohen. Diese kamen erschöpft in der Colonie an, darunter auch Stammann's Vater. Wie erstaunten sie hier, als sie einen großen Theil der Wohnungen von den Flammen zerstört fanden und überall Spuren der Verwüstung sahen. Ein starker Haufen von Indianern hatte nämlich während ihrer Abwesenheit die Ansiedelung schrecklich heimgesucht, Alles, was ihnen gefiel, mitgenommen und selbst mehrere Personen, die sich nicht hatten flüchten können, mit fortgeführt, welche sie, wie sie höhnend zu verstehen gaben, scalpiren wollten. Unter ihnen war eben Stammann's Vater und Arnold's Verlobte, Elisa.

Im ganzen Dorfe, woselbst sich nach und nach die verschüchterten Einwohner wieder einfanden, herrschte Verwirrung und Unruhe. Die Ansiedler hatten bis jetzt ruhig, ungestört und zufrieden, beschäftigt mit ländlichen Arbeiten, gelebt und wurden nun auf einmal von diesem Schlage so hart getroffen. Manche Familie vermißte den Einen oder den Anderen ihrer Angehörigen und schwebte in steter Besorgniß, die räuberischen Indianer möchten abermals sengend und mordend zurückkehren. Dabei beunruhigte sie das Schicksal der gefangenen Ihrigen sehr. Denn man wußte nur zu gut, wie schonungslos die Wilden mit ihren Gefangenen oft waren und daß deren gewöhnliches Schicksal ein grausamer Tod war.

Nach Verlauf von zwei Tagen erschien Elisa, Arnold's Verlobte, ganz athemlos im Orte. Alles versammelte sich, verwundert und erstaunt, sie, die Alle in den Händen der Wilden glaubten, vor sich zu sehen, und waren gespannt, was sie mittheilen würde.

„Hört, Freunde," begann Elisa, „ich habe ernsthafte Dinge zu berichten. Ihr wißt, daß mich die rothen Leute mitfortführten. Unsere Freunde entrissen mich jedoch wieder ihrer Gewalt. Sie selbst werden nun ein Opfer ihres Edelmuthes werden, wenn nicht noch zu rechter Zeit ihnen Hülfe wird.

Ich entfernte mich nicht sogleich mit den Uebrigen von dem Kampfplatze, sondern hielt es für angemessen, mich im dichten Gebüsche zu verstecken. Da sah ich denn, daß sie meinem Verlobten und dessen Freund Stammann, der sich wieder erholt hatte, die Hände auf den Rücken banden, sowie noch vieren bis fünfen der wackeren Jäger, welche den Wilden so herzhaft entgegengetreten waren. Noch andere Personen unseres Dorfes standen und lagen gebunden da.

Jetzt trat der ganze Haufe, der sehr zahlreich war, zusammen und berieth sich. Sie schienen anfänglich zweifelhaft zu sein, ob sie unsere unglücklichen Landsleute auf der Stelle tödten, oder ob sie damit noch warten sollten. Sie entschieden sich, wie ich bald merkte, für das Letztere und schienen die grausame Handlung daheim zu einer Feierlichkeit machen zu wollen. Denn Ihr wißt, daß die grausamen Hinrichtungen ihrer Gefangenen, die viele Indianerstämme auf einem Scheiterhaufen unter Sang und Tanz verbrennen, ihnen ein Fest ist, auf das sie sich schon lange freuen und würdig darauf vorbereiten.

Zuletzt theilten sich die Wilden in zwei Haufen, und der eine zog gegen Mittag, der andere mit den armen Gefangenen gegen Abend. Ich sah, wie der Anführer des Trupps, bei dem unsere Freunde sich befinden, dem andern Haufen andeutete, daß sie längs eines Flusses hinziehen würden, und wies mit der Hand nach Abend zu. Wahrscheinlich wollten sie sich wieder an einem gewissen Orte zusammenfinden. Ich merkte mir die Gegend und Richtung, wohin sie zogen, genau. Mein Rath ist der, daß wir sogleich uns vereinigen, uns mit den nöthigen Waffen versehen

und den Indianern nacheilen. Ich will Eurer Führer sein, Freunde. Der Haufe der Indianer ist getheilt, und also nicht so stark mehr. Wenn alle rüstigen Leute mir folgen wollen, so können wir unsere Freunde vielleicht noch retten. Doch keine Zeit ist zu verlieren."

So sprach das kühne Mädchen, das während zweier Tage mit Entbehrungen und Strapazen aller Art zu kämpfen gehabt hatte und doch noch Energie genug besaß, weiteren Kämpfen entgegenzugehen.

Alle, die sich irgend noch kräftig fühlten, erklärten sich bereit, Elisen zu folgen. In kurzer Zeit hatte sich um die wohlbewaffnete Führerin eine tapfere, kriegerische Schaar gesammelt, um einem grimmigen Feinde die Opfer des Todes zu entreißen.

Wir wollen jetzt sehen, was aus Stammann und Arnold, wie aus den Uebrigen geworden ist. Sie wurden seitdem tiefer in die Wälder hineingeführt. Sie mußten mächtige Berge des Felsengebirges ersteigen, welches hier nicht weit von den nördlichen Grenzen Mexiko's das westliche Ende der Vereinigten Staaten durchzieht. Trotz ihrer Müdigkeit und Erschöpfung, trotzdem, daß sie an den erhaltenen Wunden zu leiden hatten, mußten sie bei brennender Sonnenhitze, mit gebundenen Händen vorwärts schreiten, oft steile Felsenhöhen erklimmen oder durch reißende Gebirgsbäche waten. Endlich nach dem beschwerlichsten, mühevollsten Marsche erreichten sie ein elendes Dorf, wenn man einige aus rohen Holzstämmen schlecht aufgeführte, zerstreut liegende Hütten so nennen kann. Das Ziel der beschwerlichen Reise war erreicht — aber welches Ziel für unsere armen Ansiedler!

Alt und Jung, Männer und Frauen aus dem indianischen Dorfe hatten sich versammelt und schauten neugierig die Gefangenen an. Manche bezeigten ihre Freude über ihren Anblick durch laute freudige Ausrufungen und lustige Sprünge — Aeußerungen, bei denen es unseren Gefangenen nicht wohl wurde.

Nachdem man ihnen Wasser zum Trinken gereicht und auch Etwas zu essen angeboten hatte, erlaubte man ihnen, während man sie einstweilen entfesselt, sich auf den mit Rasen bedeckten Boden zu legen. Sie hätten vor Mattigkeit, auch wenn sie gewollt hätten, nicht länger mehr stehen oder gehen können.

Außer den uns bekannten zwei jungen Männern, Stammann und Arnold, befanden sich noch sechs Ansiedler, die verschiedenen Nationen angehörten, in der Gefangenschaft der Indianer. Alle waren überzeugt, daß ihnen ein grausames Schicksal bevorstand, und hatten sich bereits darin ergeben. Sie wünschten nur, daß ihr Ende nicht so lange mehr hinausgeschoben werden möchte. Zu ihrer Verwunderung nahmen sie wahr, daß die Indianer noch gar keine Anstalten machten, ihr grausames Verfahren an ihnen zu verwirklichen, sondern daß sie im Gegentheil sich gemüthlich in einem großen Kreise um sie herum lagerten und wohlgefällig von ihren Vorräthen zu schmausen begannen.

Die Luft war schwül; kein Lüftchen regte sich; am Himmel thürmten sich schwarze Gewölke auf, die sich immer mehr ausdehnten und verbreiteten. Einzelne Raubvögel des nahen Waldes erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei — andere Thierstimmen ließen sich vernehmen und störten die allgemeine Stille, die über der ganzen großartigen Natur dieser amerikanischen Wildniß ausgebreitet lag. —

Stumm, voll trüber Gedanken und Empfindungen, wenn auch nicht muthlos, lagen Stammann und Arnold da. Gebildeter als ihre Mitgefangenen, erkannten sie lebhafter das Schreckliche ihrer Lage. Mitten in den Einöden eines fremden Welttheils, unter wilden Horden, weit entfernt von der gebildeten Welt, einem traurigen Schicksale entgegensehend — wie schrecklich! Sie gedachten noch einmal ihres deutschen Vaterlandes, das tausend Meilen und weiter hinter ihnen lag, ihrer Freunde und Lieben daheim! Sie gedachten so mancher Freude der Kindheit und Jugend, die

sie in ihrem Vaterlande genossen! Und wie stand's jetzt mit ihnen! —

Lang hinrollender Donner unterbrach jetzt die dumpfe Stille in der Natur. Ein starker Wind erhob sich; die Zweige der uralten Bäume bewegten sich rauschend hin und her; die Vögel des Waldes flogen mit Geschrei ängstlich auf; die Sonne verbarg sich hinter dickem, schwarzem Gewölk. —

Die Indianer erhoben sich von der Erde. Sie berathschlagten sich in einer, den Colonisten fremden Sprache und warfen zuweilen finstere Blicke auf ihre Gefangenen. Sie waren zu einem Entschlusse gekommen, zu welchem sie das nahende Gewitter bestimmt haben mochte und den sie deshalb, ehe das Unwetter vollständig ausbrach, auszuführen gedachten.

Einer der Indianer, der sich vor den Anderen durch Größe, Stärke und Wildheit auszeichnete, entfernte sich nach einer der Hütten, die in der Nähe standen. Bald darauf kam er mit einem langen, blitzenden Messer, das er einige Male in der Luft schwenkte, zurück. Seine starken, hervortretenden Backenknochen, sein unordentliches, struppiges Haar, sein wilder Blick, seine kupferrothe Gesichtsfarbe — Alles trug dazu bei, dem Manne in den Augen eines Europäers ein schreckliches Ansehen zu geben.

Ein anderer, eben so wild aussehender Indianer erhob seinen gewichtigen Tomahawk und erprobte, ihn schwingend, seine Kräfte. Alles Zeichen, die den armen Weißen nur das Schlimmste ahnen ließen.

Es hatten sich auf dem Platze noch mehrere Weiber und Männer eingefunden, welche wahrscheinlich das bald stattfindende Schauspiel herbeigelockt hatte. — Einige darunter waren voll Freude, Andere blieben gleichgültig und wieder Andere zeigten Mitleiden mit dem Schicksale der Gefangenen: denn sie theilten denselben wohlschmeckende Früchte und Getränke mit.

Mehrere der jungen Indianer beiderlei Geschlechts begannen

nach dem Klange einiger unvollkommenen musikalischen Instrumente einen Tanz. —

Der eine jener wild aussehenden Indianer näherte sich mit seinem Tomahawk einem der Weißen, um ihm den tödtlichen Streich zu geben. In dem Augenblicke fuhr ein blendender Blitzstrahl, dem ein mächtiger Donnerschlag folgte, über den Häuptern der wilden Horden hin und zerschellte einen der uralten Bäume, die in der Nähe standen.

In Strömen ergoß sich der Regen herab. Fortwährend krachende Donnerschläge, besonders schrecklich in diesen Zonen, erfüllten die Luft. — Die Keule entsank den Händen des Indianers. Die empörte Natur machte ihn und seine Genossen beben. —

Fast zu gleicher Zeit brach schnell und kräftig wie ein Waldstrom eine bewaffnete Schaar aus dem Gebüsch hervor, voran ein Mädchen, in der wir Elisa erkennen. Die Indianer wußten nicht, wie ihnen geschah, als sie so unerwartet und mit solchem Nachdruck angegriffen wurden. Viele hatten gar nicht die Waffen zur Hand, Andere gar nicht Zeit, dieselben zu ergreifen. Obgleich sich Einige zur Wehre setzten, so war die Verwirrung unter ihnen doch so groß geworden, daß sie es für das Gerathenste hielten, ihr Heil in einer schleunigen Flucht zu suchen. Dazu trug der wilde Kampf der Elemente, der noch fortwährte, nicht wenig bei.

Die wilden Horden hatten das Feld geräumt. Es war bis jetzt wenig Blut geflossen. Nur wer sich widersetzte, wurde ohne Erbarmen dem Tode geweiht. Das erste Geschäft der rettenden Freunde war nun, die Bande ihrer Brüder, die man abermals gefesselt hatte, zu lösen und ihnen Labung durch Speise und Trank zu bringen.

Da erhob sich ein wildes Gellen; mit Verstärkung kehrten die Indianer zurück. Die Colonisten, die noch beschäftigt waren, ihren Freunden zu helfen, ihre Wunden mit frischem Wasser auszuwaschen und zu verbinden, griffen muthig und schnell wieder zu

den Waffen. Arnold und Stammann, so schwach sie noch waren, ließen sich nicht abhalten, ihren Befreiern zur Bekämpfung des Feindes behülflich zu sein. Sie nahmen Waffen zur Hand und drangen mit Elisa und den Uebrigen muthig vor. Die Wilden schickten ihnen einen Hagel von Pfeilen und Kugeln entgegen und drei oder vier der Colonisten wurden getödtet und verwundet. Diese drangen nun aber mit verdoppeltem Grimme auf die Indianer ein, schossen ihre Büchsen ab, und ihre wohlgezielten Schüsse tödteten Viele und so gelang es ihnen die Indianer wieder zurückzuschlagen. Da die Colonisten ein gutgenährtes Feuer unterhielten und Schritt vor Schritt vorrückten, so zogen sich die Indianer immer mehr zurück und verschwanden endlich ganz in den Gebüschen.

Welche Freude, welche Genugthuung für Arnold, als Elisa, diese muthige Jungfrau, die Retterin seines Lebens, wie seiner Unglücksgefährten, ihm nach vollbrachter blutiger Arbeit, nach langen Entbehrungen die so nöthige Hülfe, Labung und Linderung brachte. Er gestand, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sei.

Viel zum Gelingen der edlen That trug dazu bei, daß die wackeren Leute treue, gut abgerichtete Hunde, die der Spur der Gefangenen folgten, mitgenommen hatten. Welche Freude für manche dieser treuen Thiere, als sie ihre Herren wieder erblickten.

Fast alle der von den Indianern geraubten Habseligkeiten hatten die Colonisten ebenfalls wiedergefunden und konnten den Eigenthümern derselben wieder zugestellt werden.

Retter und Gerettete traten nun den Heimweg an und unangefochten gelangten sie in ihrem Dörfchen an.

Als Arnold von seiner Wunde ganz genesen war, wurde ein Fest gefeiert, an dem die ganze Ansiedelung den lebhaftesten und freudigsten Antheil nahm, es war das die Hochzeitsfeier Arnold's und Elisa's.

Im frohen Gefühle, drohende Gefahren glücklich überstanden zu haben und selig in dem Gedanken, daß darin ihre Treue sich so herrlich bewährt hatte, versprachen sich die jungen Eheleute eine günstige, freundliche Zukunft.

Heldenmüthiger Tod eines Schiffsjungen.

Vollney Beckner, der Sohn eines irischen Matrosen, begleitete seinen Vater von Kindesbeinen an auf allen Seereisen. In seinem zwölften Jahre segelten sie wieder auf weitem Meere.

Zu jener Zeit befand sich auf ihrem Schiffe ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischte eines Morgens seiner schlummernden Wärterin und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagte es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neuzierig in die Tiefe blickt, wird es von Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kömmt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand festhält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt, alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin,

vor Allem, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eigenen Augen begleitete, in die See hinaus rief und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung; Einer lief gegen den Anderen, die Einen schrieen um das Thier zu schrecken, Andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgt das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Vollney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Kapitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem älteren Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er es fest und wird, mit dem Kinde auf dem Arme, hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Vollney den Rücken freigehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit mit der rohen Kraft, wie

man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut, aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Vollney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam heraufkam. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Vollney? Dann, als besänn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, was uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischten und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; reden Sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind habe ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Vollney dahin ist, die Freude und der Stolz meines

Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir."

Nach diesen Worten fing er von neuem an zu jammern und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dies auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unserer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wendete es sich nach der offnen See, und lange noch sahen wir, als es die Flut langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

Eine Wölfin rächt den Raub ihrer Jungen.

Eine Reise, welche ich nach den Grenzen Sibiriens unternehmen mußte, berichtet ein russischer Militär, führte mich nach Stavropol, einer kleinen Stadt des Gouvernements Simbirsk. Der Aufenthalt in diesem öden Orte gefiel mir nicht und ich beschloß daher, einem Grundbesitzer, welcher in einiger Entfernung von der Stadt auf seinen Gütern wohnte und den ich in Moskau hatte kennen lernen, einen Besuch abzustatten. Zufällig fand ich im Gasthaus, wo ich abgestiegen war, einen Bauer aus diesem Orte, welcher Früchte nach Stavropol zu Markte gebracht hatte und mich auf seinem Wagen mitnahm. Nachdem wir den Ort verlassen hatten, nahm uns ein düstrer, dichter Tannenwald auf. Das Pferd, welches ruhig forttrabte, machte plötzlich einen Seitensprung, sodaß ich in meinen Träumereien, denen ich mich überlassen hatte, unsanft

gestört wurde. „Gewiß hat der Gaul einen Wolf gesehen", sprach Mikhail, mein Kutscher, „der Bestien giebt es in diesem Jahre viel." Er fügte bei, daß kein Tag vergehe, an dem aus der Nachbarschaft nicht Kunde von angefallenen Schafen, Kühen oder Pferden zu ihnen gelangte. „Gewehre haben wir nicht", setzte er verdrießlich hinzu; „mit Heugabeln und Dreschflegeln können wir sie nicht erreichen, denn sobald sie Menschen wittern, fliehen sie, und die ihnen gestellten Fallen wissen sie zu vermeiden."

Wir gelangten aus dem Forst ohne weiteres Abenteuer und eine weite Ebene, mit Schnittern bedeckt, zeigte sich unseren Blicken. Die Frau meines Wagenführers befand sich unter den Arbeiterinnen, sprang nach dem Weg, als sie ihn bemerkte, und setzte sich, nachdem sie mich begrüßt, mit auf den Wagen. Sie erzählte, daß ihre Kinder im Laufe des Vormittags drei junge Wölfe aufgefunden hätten und sie dem Gutsherrn überbringen wollten, sobald der Vater sie gesehen habe. Auf sein Befragen, wo die junge Brut aufbewahrt sei, antwortete die Frau, daß sie sich in der neuen Scheune befände. Die Pferde griffen rascher aus, als sie die Heimath bemerkten, und bald waren wir in dem ziemlich armseligen Dorfe angelangt. Am Ende desselben lag die dürftige Wohnung des Wagenführers, der von dem Bellen seiner Hunde begrüßt wurde. Wir stiegen ab und drei Kinder kamen aus der sich öffnenden Hausthüre herausgestürzt, die Eltern zu bewillkommnen. Das älteste, welches 10 Jahr alt war, hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Raub der Wölfe bis in's Einzelne zu erzählen. An einem Waldbach hatten sie dieselben, Wasser saufend entdeckt, mit Steinen nach ihnen geworfen und sie dann gefangen. Das Auge des Knaben leuchtete stolz ob seiner Heldenthat und der Vater streichelte ihm zufrieden seine Backen. Ich trat in die Wohnung ein, welche aus einem Vorzimmer und einer zweiten Kammer mit kohlenschwarzen Wänden bestand, und deren Hauptmeublement ein riesiger Ofen war, hielt mich aber nicht lange auf.

Eine Wölfin rächt den Raub ihrer Jungen.

sondern setzte zu Fuß meinen Weg nach dem Wohnsitz des Grafen weiter fort und langte in einer guten Stunde an. Der Park war geöffnet und ich trat ein, aber leider sagte mir ein Diener, den ich traf, daß sein Herr auf einige Wochen verreist sei. Ohne Säumen trat ich den Rückweg wieder an, da ich seine Rückkehr nicht erwarten konnte, denn die Sonne hatte sich schon ziemlich geneigt und bald zeigten sich einige Sterne am Firmamente. Dichter Nebel bedeckte bald die Felder, und als ich den Wald wieder betrat, war es ganz dunkel. Ich beeilte mich möglichst. Da hörte ich plötzlich hinter mir ein jämmerliches Geheul und als ich mich umschaute, bemerkte ich zwei leuchtende Punkte im Dickicht. Es war ein Wolf, welcher mir folgte. Ich war unbewaffnet, nicht einmal einen Stock hatte ich, um mich nöthigenfalls zu wehren; rüstig schritt ich weiter fort; die leuchtenden Punkte folgten mir, wurden dann aber immer kleiner und verschwanden zuletzt. Nach einem angestrengten Marsch durch den Wald sah ich die Lichter des Dorfes glänzen und gelangte glücklich dort an. Ich klopfte an Mikhail's Thüre und erzählte ihm meinen vergeblichen Weg, mit der Bitte, mir ein Nachtlager zurecht zu machen. Die Familie nahm mich freundlich auf und sofort wollte man mir ein Lager von Stroh bereiten. Er ging durch eine Thüre, welche nach dem Hofe führte, und als er sie geöffnet hatte, vernahm ich deutlich das klägliche Geheul, welches ich kurz vorher im Wald gehört hatte. Zugleich schlugen die Hunde an. „Gewiß ist wieder so eine Bestie in der Nähe, welche herumstreicht", brummte Mikhail. Seine Frau stieg sofort auf eine Leiter und rief entsetzt: „Es ist die Wölfin, welche die Spur ihrer Jungen gefunden hat." Mikhail befreite sofort die Hunde, aber bevor er noch damit geendigt, hatte die Wölfin auch schon Gelegenheit gefunden, über die in sehr baufälligem Zustande befindliche Hofmauer hinwegzusetzen und zeigte sich im Hofraum. Die Hunde hatten die Wölfin sofort gepackt und Mikhail wollte ihnen mit

einem Stock bewaffnet beistehen, aber sie entwischte ihnen, da der Hof vollständig dunkel war und nur ein schwacher, aus der Behausung fallender Schein die eine Ecke erhellte. Plötzlich stieß Mikhail einen Schmerzensschrei aus. Ich trat mit einem Stock bewaffnet hinzu und sah zu meinem Schreck, daß ihn das wüthende Thier an der Kehle gefaßt hatte. Er fiel ringend mit der Bestie, welche ihn, von den Hunden abermals gepackt, losließ und sich nach dem Vorbau des Hauses wandte. Mikhail's Frau und ich vertraten der Wölfin den Weg in das Haus und ihre Tochter lief in der Angst zu einer andern Thüre hinein, welche ebenfalls offen stand, und kletterte auf eine darin stehende Bank. Die Wölfin folgte ihr, und sofort schlug Mikhail, welcher, obgleich verwundet, sich wieder erhoben hatte, die Thüre hinter dem Thiere zu, um es in dem Zimmer anzugreifen. „Mein Kind!" jammerte angstvoll die Mutter; „das Ungethüm wird es gewiß zerreißen," und eilig rannte sie nach der Thüre. Aber ihr Mann faßte sie beim Arme und rief ihr zu, daß sich das Kind auf eins der in der Kammer befindlichen Möbel gerettet habe und nichts für dasselbe zu fürchten sei. Die unglückliche Mutter rannte in ihrer Angst nach einem Haufen Holz, der im Hofe lag, brannte einen Ast an und lief schreiend um das Haus. In der Kammer selbst rührte sich nichts. Wir horchten und auf einmal vernahmen wir in der anderen Kammer ein heftiges Geräusch, welchem sofort das Fallen des Fensterrahmens folgte. Die Frau erschien mit ihrem Feuerbrande, glaubte, daß ihr Sohn aus der Kammer durch das Fenster flüchten wolle und leuchtete hin, aber statt dessen zeigte sich der drohende Kopf der Wölfin. Ebenso schnell verschwand sie wieder, und nun zeigte sich in der andern Kammer am Fenster das Gesicht des Mädchens, welches, in dem Glauben, daß die Wölfin nicht so schnell zurückkehren würde, durch das Fenster in den Hof springen wollte. Wir liefen hinzu, um dem Kinde hülfreich beizustehen, die Fensterbrüstung zu überklettern,

aber es stieß plötzlich einen jämmerlichen Schrei aus. Die Wölfin hatte das Kind bei dem einen Fuße gepackt und suchte es wieder zurückzuziehen. Ich leuchtete mit meiner Fackel in die Kammer und die Bestie ließ das Kind los; sofort benutzten wir den Augenblick, um es wieder in die Höhe zu heben. Die Mutter widmete sich dem Kinde, aber wir waren alle so wüthend geworden, daß wir einen gemeinsamen Angriff unternahmen und durch die Thüre eindrangen. Jedoch gelang es der Wölfin, noch durch das Fenster in den Hof zu entkommen, sogar den harrenden Hunden zu entwischen und ins Freie zu gelangen. Ich untersuchte die Wunde des Kindes und fand dieselbe sehr bedeutend. Die Wölfin hatte ihm das Fleisch fast gänzlich vom Bein heruntergerissen und auch verschiedene Knochensplitter zeigten sich. Auch Mikhail hatte an Hals und Schulter große Wunden. Ein guter Verband wurde von mir angelegt und das Kind dem Chirurgen des Dorfes zur fernern Pflege übergeben. Für den andern Tag wurde das ganze Dorf bewaffnet, da nach den gemachten Erfahrungen die Rückkehr der Wölfin zu befürchten stand. Gegen Abend stellte sie sich auch ein und drang in das Gehöfte, wo sie bedeutende Verwüstungen anrichtete, ehe man dazu gelangen konnte, sie zu erschlagen.

Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß das Kind von den erhaltenen Wunden glücklich wieder geheilt worden war.

Ein Jagdabenteuer in Afrika.

Die Kolonisten des Caplandes zerfallen vornehmlich in drei Gruppen, in Weinboers (Weinbauern), Kornboers und Viehboers. Die ersteren sind meist eingewanderte Franzosen, die Korn- und Vieh-

boers fast durchgängig Holländer. Der Viehboer ist ein kräftiger und derber Menschenschlag. Seine Lebensweise bringt ihn oft mit seinen barbarischen Nachbarn in Berührung und er besteht mit ihm bittere Kämpfe. Bei einem solchen Viehboer, Namens Sluyter, einem äußerst gutmüthigen alten Manne, saß ein europäischer Reisender mit seinem Freunde am Theetische. Mehrere Bekannte und Verwandte Sluyters waren gleichfalls zugegen.

Unter den Anwesenden war mir, erzählt unser Reisender, ein ältlicher Mann aufgefallen, dessen buschige Augenbrauen, finsterer Blick und eigenthümlich zusammengepreßte Lippen, welche einen steten Schmerz zu verbeißen schienen, darauf deuteten, daß sein Leben ungewöhnliche Ereignisse aufzuweisen habe. Seine Arme waren gelähmt und ich konnte nicht umhin, die augenblickliche Stockung des Gespräches wahrzunehmen, um an ihn eine Frage über die Ursache seiner Lähmung zu richten. Der Gefragte war sonst nicht eben redselig, aber wenn ein Jäger sein Abenteuer erzählen soll, so geht der Mund fast von selbst auf. So war es auch hier. Hatte der Alte, dessen Name Fleeschmann war, auch niemals ein Gewerbe aus der Jagd gemacht, so war er doch stets dabei gewesen, wenn mehrere der Boers sich zusammenthaten, um irgend ein Raubthier zu bestrafen, das ihnen Schaden zugefügt hatte. Der Alte begann also seine Erzählung wie folgt:

„Vor nun etwa acht Jahren wohnte ich in einer Kolonie am Ostfuße der Bekkevelds, wo wir ziemlich zahlreiche Heerden besaßen. — Es hatte sich dort einigemal ein Leopardenpaar blicken lassen, das uns manchen schönen Ochsen würgte. Zudem waren wir durch die Nähe der gefürchteten Thiere ebenso gefährdet, als unser Vieh. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß wir sehr bald zu dem Entschlusse kamen, den ungebetenen Gästen eine Visite zu machen, die uns mehr, als ihnen behagen sollte. Die Sache kam schnell zu Stande. Vier kräftige Kolonisten rüsteten sich aus,

vortrefflich versehen mit Schießbedarf und Mundvorrath auf einige Tage."

„Zwei Eingeborene begleiteten uns nebst zwei erprobten Doggen. Daß wir vier zuverlässige Leute waren, wußte Jeder von uns, aber den Eingebornen trauten wir nicht, denn ihre Feigheit war nur zu sehr bekannt. Darauf nahmen wir aber gar wenig Rücksicht, denn wir hielten den Leoparden ja gar nicht für so schlimm, als er in der That ist und als welchen wir ihn bald kennen lernen sollten."

„Ich besonders war sehr hochmüthig geworden durch mehrere glückliche Kämpfe, die ich geführt hatte; hatte ich doch sogar zweimal schon mit einem Löwen recht glückliches Spiel gehabt! Kein Wunder also, daß ich den Leoparden gering achtete."

„Gleich mit Tagesanbruch waren wir aufgebrochen und hatten manche Schlucht mit Hilfe unserer guten Hunde durchsucht, aber nirgends war etwas Verdächtiges gefunden worden. Die Sonne stieg höher und höher und sendete schon ihre heißesten Strahlen auf uns, was uns auf den Gedanken brachte, recht bald das Suchen während der heißen Tageszeit einzustellen, da es zu beschwerlich werden würde. Noch aber gingen wir eine ganze Strecke vorwärts und bogen endlich um einen ziemlich flachen Bergvorsprung, wo sich unsern Augen ein dichtes aber niedriges Gebüsch zeigte."

„Das Winseln unserer Hunde machte uns im nämlichen Augenblicke aufmerksam. Wir wußten, daß wir in der Nähe eines reißenden Thieres sein mußten. Sofort ward das Gebüsch umstellt, doch blieben wir noch etwa 60 Schritt von demselben entfernt. Die Hunde wurden in das Dickicht hineingehetzt, um die darin vorborgenen Bestien herauszulocken. Dies wollte indeß nicht recht gelingen und mich übermannte die Ungeduld, so daß ich aufs Geradewohl in das Gebüsch hineinfeuerte. Kaum war der Schuß gefallen, als zwei mächtige Leoparden mit wenigen,

wohl sechzehn Fuß langen Sprüngen auf uns zu schossen. Wir hatten jetzt keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Von der Schußwaffe war jetzt kein Gebrauch zu machen, wir warfen daher die Büchsen wie auf Kommando fort, stemmten den linken Arm gebogen vor das Gesicht und faßten mit der rechten Hand das Messer. Mit wüthender Kampflust stürzten die Bestien heran. Plötzlich fühlte ich mich von den Krallen und Zähnen eines dieser Unholde an Arm und Brust gepackt. Ein kräftiger Stoß mit dem Messer verfehlte seine Wirkung gänzlich, da die rechte Stellung zur Führung des Stoßes verloren war. Ich verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte mit dem Leoparden zu Boden. Fürchterlich schrie ich um Hilfe, als das Thier von oben her mich packen wollte, denn ich lag unter demselben. Keiner eilte indeß herbei, nur ein Hund leistete mir Beistand und faßte den Leoparden. Schnell richtete sich das Unthier auf, um mit einem Rucke sich des Hundes zu entledigen."

„Diesen Augenblick benutzend, sprang ich gleichfalls auf, den Leoparden bei der Gurgel packend und mit dem Messer einen Stoß führend. Auch dieser mißlang und fachte die Wuth meines Feindes nur stärker an. Er versuchte einen Sprung, doch ich stieß von Neuem und rannte etwas seitwärts gegen ihn, so daß er niederstürzte. Ich freilich stürzte mit, doch so, daß ich auf seinem Magen kniete, was natürlich ein Spiel des Zufalls war. Hastig griff ich dem Thiere nach der Kehle und drückte dieselbe mit eiserner Kraft zu."

„Von Neuem erscholl mein Hilferuf, während das Thier dumpf zu röcheln anfing und seine Augen im Kopfe wie feurige Kohlen glühten. Wüthend schlug es um sich mit seinen scharfklauigen Tatzen, die mir meinen Körper gar übel zurichteten. Grauenvoll war mir der Augenblick, denn meine Kräfte fingen schon an zu ermatten, während die Todesangst die Stärke meines Feindes verdreifachte. Von meinem Messer, obgleich ich es in

den Händen hielt, konnte ich keinen Gebrauch machen, da ich keinen Augenblick die Kehle der Bestie lassen konnte."

„So wälzte ich mich denn, eng verflochten mit meinem bösen Widersacher, einige Secunden auf dem Boden umher, als plötzlich einer meiner Gefährten mir zu Hilfe eilte, da ich schon an der Rettung verzweifelte. Er war mit den beiden anderen Gefährten bisher im Kampfe gegen den zweiten Leoparden gewesen, hatte nach der glücklichen Erlegung desselben meine Lage wahrgenommen und hastig die Büchse aufgerafft, um mir zu Hilfe zu kommen. Indeß konnte er mit der Feuerwaffe nichts ausrichten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, mich, den er retten wollte, mit zu tödten."

„Endlich erspähte er eine günstige Lage und stieß dem Leoparden das Messer in die Brust, so daß derselbe sogleich todt schien. Ich raffte mich, so gut es gehen wollte auf, und während mein Erretter um mich beschäftigt war, sprang der Leopard unbemerkt im Todeskampfe auf das Genick desselben, in das er sich so fest verbiß, daß mein Freund sofort seinen Geist aufgab, während der Leopard auf seinem Leichnam verendete."

„Erschöpft, wie ich war, sank ich fast ohnmächtig nieder, erholte mich indeß bald und schleppte mich mühsam zu dem zweiten Kampfplatz, wo ich ebenfalls einen der Unseren todt, den andern aber stark blutend vorfand. Als der Verwundete wahrnahm, daß Jemand in seine Nähe kam, glaubte er, es sei einer der Hottentotten, die wir mitgenommen hatten, allein diese hatten gleich beim Erscheinen der Leoparden die Flucht ergriffen. Ich rief ihn bei seinem Namen, und da er meine Stimme erkannte, sagte er: „Fleeschmann, such doch ein wenig Wasser. Ich bin ja nicht so schwer verwundet, nur hat mir die Bestie das Gesicht etwas abgewaschen, und das Blut läuft mir über die Augen, daß ich nicht sehen kann. Lauf doch, lauf und bring Wasser."

„Recht gern, Piet!" antwortete ich und suchte das Verlangte

herbeizuschaffen. Sein Gesicht war bald gesäubert und das heftig strömende Blut gestillt. Jetzt wurde es ihm möglich mir Beistand zu leisten und meine viel gefährlicheren Wunden verbinden zu helfen. Als dies Werk nun auch gethan war, suchte er einige Lebensmittel zusammen, und wir hielten ein Mahl, das uns so schlecht mundete, wie mir kein zweites jemals. Mühsam schleppte ich mich mit meinem Begleiter, der mir übrigens kräftigen Beistand leistete, einem Berge zu, wo wir einige Zeit der Ruhe pflegen wollten. Wirklich schliefen wir beide ein, doch fühlte ich mich beim Erwachen gar nicht gestärkt, vielmehr so matt, daß ich weder allein gehen noch stehen konnte."

„Es war nur noch eine kleine Zeit bis Sonnenuntergang, und wir waren noch ziemlich fern von unserer Colonie. Mein Begleiter sprach deshalb: „Hör, Fleeschmann, ich werde Dich hier an einen sichern Ort bringen und, derweil Du hier liegst, nach Hause eilen, um schleunige Hilfe herbeizuschaffen." Sehr wohl hätte ich diesen Vorschlag annehmen können, allein in dem bösen Zustande, in welchem ich mich befand, war meine Seele ganz mit Schreckbildern erfüllt, und ich glaubte fortwährend den weitgeöffneten Rachen eines Leoparden vor mir zu sehen. „Um des Himmelswillen, nimm mich mit!" rief ich ihm zu. Er wollte mir Vorstellungen machen, ich hörte nicht darauf. Da entschloß er sich, mich auf seinem Rücken mit sich zu nehmen. Er hatte eine schwierige Arbeit, denn es ist keine Kleinigkeit mit einem Manne auf den Schultern, der in seinen Adern bereits die Vorboten eines heftigen Fiebers fühlt, über die Berge zu klettern."

„Endlich wurde doch meinem Freunde die Sache zu schwierig. Die Kräfte versagten ihm und er sank zusammen. Unter freiem Himmel brachte er hier eine schreckliche Nacht zu. Ermattet wie er war, hatte er große Mühe, mich zu bändigen, während ich im heftigsten Fieber weder sah noch hörte. Oft, so erzählte er mir

später, habe er das Brüllen wilder Thiere nicht sehr fern von uns vernommen und mit großer Mühe gelang es ihm, die Hunde anzuhalten, damit sie uns den Bestien nicht verriethen. Nach langer, banger Nacht kam der Morgen herauf. Ich konnte das Frühlicht nicht begrüßen, da ich gegen Morgen in eine Art Erstarrung gefallen war. Auf dem Rücken ward ich nun zu unserer Colonie getragen, die wir sehr zeitig erreichten."

„Ich mußte mehrere Monate das Bett hüten und ward nur mit Mühe dem Tode entrissen. Die Nerven und Sehnen aber, die der Leopard gepackt hatte, waren zerrissen, und die schwer beschädigten Glieder sind steif geworden. Nun ist mir natürlich mein früheres Jagdgelüste ganz vergangen, und ich bin genöthigt, fein still zu Haus zu bleiben."

„Unsere armen getödteten Kameraden wurden Tags darauf hereingebracht und begraben. Man hatte auch die erlegten Thiere herbeigeschafft und die Haut des Unthiers, mit dem ich mich herumschlug, habe ich bisher aufbewahrt, bin auch nicht Willens, sie je aus der Hand zu geben."

Die Eskimos.

Der Engländer, Capitän Georg Back, schildert in seiner Entdeckungsreise nach dem hohen Norden sein Zusammentreffen mit den Eskimos, wie folgt:

Auf unserer Fahrt auf dem „großen Fischfluß" waren wir wegen eines Wasserfalles, den wir nicht hinabzuschiffen wagen durften, genöthigt, unser Boot zu verlassen und erblickten, kaum ans Land gestiegen, eine Schaar von etwa 30 Eskimos. Schon längst hatte ich mir eine Zusammenkunft mit ihnen gewünscht.

Natürlich war ihr Staunen und ihre Verwirrung ziemlich groß, als sie unser Bot auf dem Strome daher schwimmen sahen und Leute darin bemerkten, die nicht zu ihrem Stamme gehörten. Sie befanden sich an einem Hügel der Ostküste und drängten sich in Hast und Bestürzung zu einer dichten Gruppe zusammen. Wenn wir ihre Zeichensprache recht verstanden, so deuteten sie uns an,

den Wasserfall zu vermeiden und nach dem östlichen Ufer auf sie zuzurudern. Kaum bemerkten sie aber, daß wir uns ihrer Flußseite näherten, als sie unter lautem Geschrei und wilden Gebärden auf uns zu rannten und ihre Speere schwangen, um uns dadurch zu warnen, einen Fuß ans Land zu setzen.

Mich befremdete dies Benehmen durchaus nicht. Seit undenklichen Zeiten haben sie mit den Stämmen der Lande, aus deren Richtung wir kamen, in Fehde belebt; sie hatten also allen Grund, bei unserer Ankunft in Besorgniß zu gerathen. Ihre Aufregung hielt mich indeß nicht ab, das Boot anlegen zu lassen. Etwa 20 Schritt davon entfernt stellten sie sich in einen Halbkreis zusammen, hoben beide Arme empor und machten unter kreischendem Gespräch allerhand heftige Bewegungen.

Ich trat allein ans Land, ging, ihre Bewegungen nachmachend, langsam und ohne irgend eine ihnen sichtbare Waffe, auf sie zu. In ihrer Nähe angekommen, rief ich laut: Tima, d. i. Friede. Sofort steckten sie ihre Speere in den Boden und riefen ebenfalls, die Hände auf die Brust legend, Tima, was ich für ein Zeichen der Freundschaft hielt. Ich schritt nun dazu, ihnen mitzutheilen, daß wir keineswegs feindselige Indianer, sondern Kablunds, d. h. Europäer wären, die durchaus nichts Uebeles gegen sie im Schilde führten. Die nördlich wohnenden Eskimos schreiten bei freundschaftlichen Begrüßungen zu einer feierlichen Reibung der Nasen. Sie thaten dies, was mir sehr lieb war, nicht. Um ihnen nun zu zeigen, wie die „weißen Leute“ und die Eskimos gute Freunde wären, schüttelte ich Jedem treuherzig die Hand und legte dann die Hände in ihrer Weise auf die Brust, was ihnen sehr zu gefallen schien.

Ihr Zutrauen zu uns wuchs sichtlich, als ich jedem Einzelnen einige glänzende Knöpfe, einen Angelhacken und dergleichen Kleinigkeiten schenkte. Ich weiß, daß andere Reisende solche Völker mit Messern und andern Schneide-, Stich- und Hauwerkzeugen

beschenkt haben; aber ich halte dies deshalb für unklug, weil dergleichen Werkzeuge sehr häufig am ersten gegen die Geber selbst angewandt werden.

Herr Lewis, ein Beamter der Hudsonsbai-Gesellschaft, hatte mir ein aus Ed. Parry's Werken gezogenes Wörterbuch der Eskimosprache mitgegeben. Um mich ihnen nun in irgend einer Beziehung verständlich zu machen, blätterte ich stets darin, einige Wörter ihrer Sprache suchend, deren ich eben bedurfte. Sie waren darüber, da sie den Zweck nicht einsahen, sehr erstaunt; laut auf lachten sie aber über die falsche Aussprache der Wörter, die ich meist nur radebrechen konnte. Ueberdies gehörte mein Wörterbuch einem Dialect an, den diese Eskimos gar nicht sprachen.

Wiewohl es schien, als habe ich ihr Vertrauen in einigem Grade gewonnen, hatten sie doch ihr Messer oder dolchartig zugespitztes Horn noch nicht eingesteckt, sondern hielten es zu Schutz und Trutz noch in den Händen; und einige alte Männer kamen sogar in Begleitung zweier Frauen mit Speer und Messer, offenbar nicht in der freundlichsten Absicht, auf mich zu. Als sie aber bemerkten, daß ihre Gefährten die Hände emporhoben, steckten auch sie ihre Speere in die Erde.

So wie sie mir erschienen, traute ich den Wilden wenigstens in der Hinsicht nicht, daß, wenn sie unsere Sachen zu Gesicht bekämen, die Begierde in ihnen erwachen möchte, Eins und das Andere zu entwenden. Dies zu vermeiden, weil es offenbar zu Feindseligkeiten zwischen uns geführt haben würde, gab ich den Steuerleuten Mac Kay und Sinclair den Auftrag, zu untersuchen, ob wir es wagen könnten, den Wasserfall hinab zu fahren, um das Ausladen zu vermeiden. Ich begleitete die Eskimos indeß, um ihre Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken, in ihre Zelte. Eins stand allein; die übrigen beiden nahe bei einander. Ihre Einrichtung war übrigens dieselbe; sie bestanden aus Stangen, mit Häuten überspannt. Eine Anzahl Hunde von geringer

Größe hatten sich in die Sonne dahingestreckt. Tausende von aufgeschnittenen Fischen lagen auf den angrenzenden Felsen zum Trocknen aus. Zur lebendigen Aufbewahrung der gefangenen Weißfische und Forellen hatten sie unterhalb der Stromwirbel Behälter angelegt. Als ich näher trat, kamen eine Menge Weiber und Kinder aus den Zelten heraus, um mich genau anzusehen. Ich beschenkte alle mit Knöpfen, wofür sie mir bei meiner Entfernung ebenfalls einige von ihnen selbst verfertigte Kleinigkeiten schenkten.

Da die Steuerleute es durchaus für gefährlich hielten, den Fall hinabzufahren, so blieb nichts übrig, als auszupacken und Alles über den Tragplatz zu besorgen. Um nun den Eskimos jede Gelegenheit zu nehmen, mit unseren Sachen in einer uns unerwünschten Weise handgemein zu werden, schickte ich Einen Mann als Aufseher zur Niederlage der Sachen; Herr King aber blieb beim Boote, wo er der Leitung des Ganzen sich unterzog.

Während diese Geschäfte besorgt wurden, zeichnete ich einige Eskimos und schrieb die Namen derselben auf, worüber sie sehr erfreut waren. In lautes Lachen aber brachen sie aus, als ich das Niedergeschriebene auszusprechen versuchte. Leicht war die Aufgabe allerdings nicht. Ihre Neugierde war sehr groß; denn keiner von ihnen hatte noch einen Europäer (Kablund) gesehen.

Ich fand diese Eskimos besser aussehend, als alle ihre Stammesgenossen, mit denen ich früher in Berührung gekommen war. Traten auch große Aehnlichkeiten mit denselben sofort hervor, so war ihr Gesichtsausdruck doch frei von der Hinterlist und Verschmitztheit, die sich bekanntlich bei den Eskimos findet. Die Männer, von kräftigem Bau und mittlerer Größe, waren weder tätowirt *), noch trugen sie die unbequemen Lippen- und Ohren-

*) Tätowiren oder Tatowiren ist eine Art des Körperschmucks, die am häufigsten bei den Bewohnern der Südsee, aber auch, wenn auch seltener, bei Indianern und andern

zierrathen der westlichen Stämme. Sie hatten einen starken Bart und wallende Schnauzbärte. Die Weiber dagegen waren tätowirt, aber nur im Gesicht und um den Mittel- und Ringfinger. Ich entwarf von einer Frau ein Bild, worüber sie höchlich erfreut war und stellte sie sich stets so, daß ich die Theile, welche ich zeichnete, genau sehen konnte. Sah ich nach ihrem Kopfe, so bog sie denselben nieder, starrte mich an und riß die Augen weit auf, da ich diese zeichnete. Als die Reihe an die Backen kam, blies sie dieselben auf. Nachdem ich zum Munde gelangt war, sperrte sie beide Backen weit auseinander und brachte die Zunge soweit hervor, als sie vermochte.

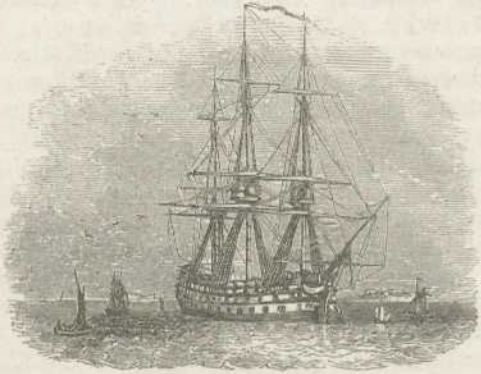
Unter den weit ausgedehnten Nasenflügeln lag der große Mund. Ihr rabenschwarzes Haar war auf der Stirn in zwei große Schnüre getheilt, welche dadurch in die Höhe gehalten wurden, daß sie sich um den Kopf einen weißen Riemen aus Rennthierhaut gebunden hatte. Alles andere Haar hing hinter den Ohren und floß über Nacken und Schultern nicht ganz geschmacklos hinab.

Ich warf einen Blick auf ihre Geräthschaften, woran sie kei-

Völkern einer tiefen Kulturstufe vorkommt. Es besteht darin, daß man mittelst spitziger und scharfer Instrumente allerhand Figuren in die Haut zeichnet. Indem man in die frischen Wunden Farben einreibt, gibt man denselben lebenslängliche Dauer. Bei den Südsee-Insulanern, welche die Kunst des Tätowirens auf einen hohen Grad ausgebildet haben, wird dieselbe von gewissen Personen als Lebensberuf erlernt. Diese verstehen es denn auch, sehr geschmackvolle Figuren in die Haut zu zeichnen und stehen daher in großem Ansehen. Auf einigen Inseln werden die zartesten Kinder schon von ihren Müttern tätowirt, nicht überall aber dieselben Körpertheile durch diese Kunst geschmückt. Die Neuseeländer z. B. tätowiren die Augenlieder, die Lippen, das Kinn. Die Bewohner Tahitis lassen das Gesicht frei. — Sehr verschieden sind auch die Figuren, die man tätowirt; grad- und krummlinige Bilder von Pflanzen und Thieren, Buchstaben und Namen. Den indianischen Völkerstämmen dient dies Verfahren theils als Kleidung, theils als Schmuck des Körpers, theils zur Unterscheidung der einzelnen Stämme oder Familien untereinander, oder auch nur des verschiedenen Ranges gewisser Personen, oder als Andenken an gewisse eigene oder Familienerlebnisse. Aeltere Personen sind daher nicht selten mehr in dieser Weise geschmückt, als jüngere. Bei den Franzosen im letzten Kriege herrschte insofern eine ähnliche Sitte vor, als sie sich Buchstaben auf Arm oder Brust brannten. Der schönste Schmuck ist ein gesunder Körper. Wenn der Mensch die Natur meistern will, kommt selten etwas Vernünftiges heraus.

nen großen Reichthum besaßen. Sie hatten zusammen nur fünf Kanoes, oder, wie sie diese Fahrzeuge nennen, Kayacks; außerdem Messer, Pfeile, Speere und was nothwendig ist, sich die Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Von ihnen einige Mittheilungen über die Gegend, welche ich bereisen wollte, zu erhalten, war sehr schwierig, weil wir uns gegenseitig nur schwer verständigen konnten. Der Gescheiteste unter ihnen nahm meinen Bleistift und zeichnete mir die Umrisse der Küste. Mittlerweile berichteten mir meine Leute, daß es ihnen unmöglich sei, das Boot über den Tragplatz zu schaffen. Ich entschloß mich rasch, die Eskimos um ihre Unterstützung zu bitten. Sie waren sogleich bereit und halfen das Fahrzeug bis unterhalb des Falles tragen. Ohne ihre Unterstützung wären wir nicht bis ans Meer gekommen. Mir erschienen sie als ein freundlicher Stamm von friedlicher Sinnesart; es müßte sie denn ihre geringe Anzahl so mild gestimmt haben. Auch hatten sie bereits eine gewisse Bildung. Sie kannten den Begriff „Eigenthum". Als Einer von ihnen ein Stückchen Pemmican gefunden hatte, fragte er mich, ob er es essen dürfe. Es war schon spät, als wir unsere Reise fortsetzten.

Ein Schiffbruch.



Vor einigen Jahren hatte sich eine Compagnie eines englischen Infanterieregiments, aus zweihundert Soldaten und elf Officieren bestehend, auf einem großen, stark gebauten Fahrzeuge, von Quebeck nach Halifax eingeschifft. Zu dieser Mannschaft waren unterwegs noch achtundvierzig Passagiere, meist Weiber und Kinder, gekommen, so daß die ganze Zahl der an Bord befindlichen Personen mit Einschluß der Schiffsmannschaft sich auf dreihundert belief.

Nachdem das Schiff am Abend des zehnten Tages den Golf des Lorenzstromes verlassen und sich dann bei einem lebhaften Winde noch mehrere Stunden seewärts gehalten hatte, ließ der Lootse, der zur Sicherheit der Mannschaft mitgenommen war, nach Westen hinhalten, weil er hoffte, schon am andern Tage in Halifax einzulaufen. Da zeigte sich, bei übrigens heiterem Himmel,

auf der Westseite am Horizont eine schwarze Wolke, und nicht lange darauf war das Schiff in einem der dichten Nebel eingehüllt, welche einen großen Theil des Jahres hindurch die Schifffahrt an jener Küste so gefährlich machen. Da man überdies in den Strich gekommen war, den die nach England segelnden Westindienfahrer einzuhalten pflegen, und der Nebel bei zunehmendem Regen und heftigen Windstößen immer dichter wurde, so hielten die Officiere der Compagnie mit dem Kapitän eine Berathung, was unter diesen Umständen zu thun sei. Das Ergebniß ihrer Besprechung war, daß der vom Lootsen angeordnete Cours, jedoch mit wenig Segeln, beibehalten werden sollte. Auch stellte man auf dem Vordertheil des Schiffes eine Wache auf, ließ von Zeit zu Zeit die Trommeln rühren, und wendete alle die Vorsichtsmaßregeln an, durch die man den Zusammenstoß mit einem anderen Schiffe zu vermeiden sucht.

Unter den Officieren der Compagnie befand sich ein Lieutenant, Namens Steward, ein überaus thätiger und geschickter junger Mann, der während der ganzen Fahrt mit solchem Eifer für die Verpflegung der Soldaten und die Ordnung auf dem Schiffe gesorgt hatte, daß er nur wenige Stunden der Ruhe hatte widmen können. Erschöpft war er eben in seine Kajüte hinabgestiegen, als der Obrist ihn bitten ließ, bei der großen Gefahr, in der sich das Schiff befinde, die Nacht über auf dem Verdeck zu bleiben. Steward raffte seine letzten Kräfte zusammen, unterdrückte die Neigung zum Schlaf, und bezog mit zehn Mann seiner Leute die Wache auf dem Vorderdeck, während der Kapitän mit acht Mann die Wache auf dem Hinderdeck übernahm. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel; heftige Windstöße und hohe Wellen warfen das Schiff von einer Seite zur andern, und dabei war die Nacht so finster und der Nebel so dicht, daß man kaum das halbe Schiff überblicken konnte. Um zehn Uhr Abends rief plötzlich der Matrose auf dem Bugspriet die Vorderwache an, und

wies auf einen hellen Punkt, den er für ein Licht hielt. Steward begab sich sogleich auf das Hinterdeck, um den Lootsen, der am Steuerruder saß, auf die seltsame Erscheinung aufmerksam zu machen; er bekam von diesem eine kurze, unhöfliche Antwort und vom Obersten, der sich in der Nähe befand, den Befehl, sich auf seinen Posten zurückzubegeben. Nicht lange darauf schrie der Matrose auf dem Bugspriet abermals, daß er ein Licht sehe, und Steward erkannte nun deutlich das durch den Nebel blinkende Signal, welches die Schiffe vor den Klippen warnen soll. Als er zum zweiten Male dem Lootsen von seiner Wahrnehmung Meldung machte, antwortete dieser in gereiztem Tone: „Herr, ich bin seit fünfundzwanzig Jahren königlicher Lootse an dieser Küste; ich muß wissen, wo ich bin." Zugleich wies der Oberst mit Heftigkeit den Lieutenant auf seinen Posten zurück. Nach dieser zweimaligen Zurückweisung glaubte Steward keine weiteren Berichte abstatten zu dürfen; er kehrte, mit Besorgniß und schweren Ahnungen erfüllt, auf seinen Posten zurück und bemühte sich hier, den Muth seiner Leute aufrecht zu erhalten. Und seine Ahnung sollte bald in Erfüllung gehen, denn während der Lootse fern von der Küste im freien Meere zu segeln wähnte, war das Schiff bereits zwischen die Felsen gerathen, welche nur anderthalb Seemeilen von der Küste, aber sechzig Meilen von Halifax entfernt sind.

Um Mitternacht fühlte sich Steward vom langen Wachen, der Kälte und der Nässe so angegriffen, daß er das Verdeck auf einige Minuten verlassen mußte. Er war indessen kaum in seine Kajüte hinabgestiegen, um die Kleider zu wechseln und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, als das Schiff mit furchtbarem Krachen auf einen Felsen stieß. Sogleich eilte er wieder auf das Verdeck. Hier hatte unterdeß eine Sturzwelle den hinteren Theil des Schiffes mit solcher Gewalt getroffen, daß ein Theil der Planken und das ganze Wachthaus fortgerissen und zwei Weiber, die in dem-

selben schliefen, über Bord gespült wurden. Während die tobende See rings um das Schiff ras'te und die Nacht Alles in undurchdringliche Finsterniß hüllte, erscholl von allen Seiten das Schreien und Wehklagen der Weiber und Kinder und erfüllte auch die Muthigsten unter der Mannschaft mit Furcht und Verzweiflung. Aus den Soldaten war alle Zucht und Ordnung gewichen, und auch in manchen Familien hatte ein Augenblick des Schreckens die Bande der Anhänglichkeit und Liebe gelöst. Hier verließen Männer ihre Frauen, um nur sich selbst zu retten; dort flehen Frauen und Kinder fremde Männer um Hülfe an, und selbst ein Officier, der bisher als muthiger Soldat und als zärtlicher Gatte bekannt gewesen war, kletterte, ohne auf die angstvollen Bitten seiner Gattin zu achten, am Takelwerk des Mittelmastes hinauf und überließ jene ihrem Schicksale. Der Kapitän hatte unterdeß das Schiff untersuchen lassen und zu seinem Schrecken gefunden, daß es auf einem unter dem Wasser befindlichen Felsen fest saß und daß die auf dem Verdeck sich brechenden Wellen bereits alle Räume mit Wasser gefüllt hatten. Einige von den an Bord befindlichen Menschen waren von den Wogen in dem Augenblick weggespült worden, als sie von ihrer Lagerstätte auf das Verdeck geeilt waren; die meisten hatten jedoch das Vordertheil des Schiffes erreicht, wo sie, dicht zusammengedrängt, in ängstlicher Spannung den Morgen erwarteten.

Endlich dämmerte es im Osten, und die Schiffbrüchigen bemerkten zu ihrer unbeschreiblichen Freude, daß in einer Entfernung von etwa fünfzig Ellen ein Felsen über das Meer hervorragte, an dem sich jedoch die Wellen mit furchtbarer Gewalt brachen. Die einzige, wenn auch schwache Hoffnung und Rettung konnte es gewähren, wenn es gelang, das Wrack durch ein Tau mit diesem Felsen in Verbindung zu setzen. Aber durch wen sollte dies bewerkstelligt werden? Die erfahrensten Seeleute an Bord erklärten es für unmöglich, durch die tobende Brandung zum

Felsen zu gelangen, und die geschicktesten und entschlossensten Matrosen, die vielleicht das Wagstück unternommen hätten, lagen bereits betrunken in der Branntweinkammer, die sie im Augenblick des Schiffbruchs erbrochen hatten, um sich die Bitterkeit des Todes zu versüßen.

Inzwischen stand der Lieutenant Steward sinnend und mit gekreuzten Armen am Vordertheil des Schiffes und maß mit den Augen den Abstand des Wracks von dem Felsen. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung warf er seinen Rock ab, befestigte ein Tau um seinen Leib und stürzte sich in die tobende Brandung. Auf einige Augenblicke verschwand der kühne Schwimmer aus den Augen der Soldaten, denn eine Welle riß ihn unter das Schiff: bald aber arbeitete er sich wieder empor und schwamm, mit kräftigen Armen das schäumende Wasser zertheilend, auf sein Ziel los. Er würde es nicht erreicht haben, wenn nicht eine Woge ihn ergriffen und mit Macht an das Felsengestade geworfen hätte. Einige Augenblicke lag er, von der Heftigkeit des Stoßes betäubt, am Boden; dann raffte er sich empor und versuchte den schlüpfrigen und mit glattem Seegras bedeckten Abhang zu erklettern. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, und hier gelang es ihm auch, das Seil zu befestigen. Da aber der dichte Nebel es unmöglich machte, daß er hier vom Schiffe aus wahrgenommen wurde, so mußte er wieder an das Ufer hinabsteigen, wo er dem Wracke näher war und durch seinen Anblick die Reisegefährten aus ihrer bangen Sorge und Todesangst befreien konnte. An die Seite, die gegen das Schiff hinlag, schlugen die Wogen so furchtbar an, daß er sich dort nicht hinwagen durfte. Er versuchte also auf der anderen Seite hinabzusteigen, stürzte aber von der steilen und schlüpfrigen Felswand ins Meer hinab. Von Frost erstarrt und von den Stößen gegen die scharfen Felskanten verwundet, vermochte er Anfangs kaum sich zu bewegen; doch arbeitete er sich abermals glücklich durch die Brandung hindurch und

wurde nach halbstündiger furchtbarer Anstrengung von einer Woge so gewaltsam an den Felsen geschleudert, daß er blutend und zerschlagen am Boden liegen blieb. Jetzt sahen ihn seine schiffbrüchigen Gefährten; er richtete sich auf, gab das verabredete Zeichen, daß ihm die Befestigung des Taues gelungen sei, und alsbald erhoben Alle an Bord ein lautes Freudengeschrei.

Sogleich wurde ein Matrose in das einzige Boot, das sich auf dem Schiffe befand, hinabgelassen. An dem Seile hingleitend, zog er das Boot an den Felsen und befestigte hier ein stärkeres Tau, das er mitgenommen hatte. Die Frauen und Kinder sollten jetzt zuerst das Wrack verlassen, und zwar wurden immer zwei erwachsene Frauen oder eine Mutter mit einigen Kindern zusammengebunden, weil das kleine Boot, das von zwei Matrosen gelenkt wurde, eine größere Zahl nicht fassen konnte.

Steward hatte sich überzeugt, daß die schlüpfrige Oberfläche des Felsens, auf welchem er Fuß gefaßt hatte, für die große Zahl der Schiffbrüchigen nicht einmal hinreichenden Raum zum Stehen gewährte. Da zertheilte sich in dem Augenblick, als er das Boot mit der Gemahlin des Obersten, ihren zwei Kindern und dem Regimentsarzt vom Schiffe abstoßen sah, der Nebel gegen die Küste hin, und ein anderer Fels von größerer Höhe und bedeutenderem Umfang wurde in einiger Entfernung sichtbar. Als das Boot sich nahete, gab er den Matrosen das Zeichen, das diese alsbald verstanden; sie ruderten also nach jenem Felsen hin, an dem die Brandung viel geringer war, als an dem ersten, so daß sie ihre Passagiere ohne Schwierigkeit absetzen konnten. Allmälig wurden auf diese Weise alle Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht. Während dies geschah, hatte man auch eine laufende Schlinge an dem Tau befestigt, das von dem Felsen, auf welchem sich Steward befand, nach dem Wrack hinüberreichte. Durch diese Vorrichtung erreichten alle Officiere und ein großer Theil der Soldaten den kleineren Felsen, so daß nach einigen Stunden alle an Bord befindlichen Personen, die nicht im Augenblick des Schiffbruchs ihren Tod gefunden hatten, sich auf festem Boden befanden. Durch eine wunderbare Fügung Gottes hielt sich das Wrack gerade so lange über dem Wasser, bis auch der letzte Mensch gerettet war; wenige Minuten später wurde es von einer Sturzwelle getroffen und versank.

Als jetzt alle Männer auf dem niedrigeren Felsen versammelt waren, überzeugten sie sich, daß sie auf dem engen Raum dem heftigen Andrang der Wellen nicht lange würden widerstehen können. Da der höhere Fels, auf dem sich die Frauen befanden, noch für einen Theil der Schiffbrüchigen Raum gewährte, so machte der Oberst den Vorschlag, daß die Officiere in dem Boote hinübergeführt werden sollten. Als die Soldaten dies hörten, erklärten sie sich einstimmig dagegen; in der Todesnoth, meinten

sie, könne von Vorrechten des Ranges und der Geburt nicht mehr die Rede sein, vielmehr müsse das Loos entscheiden, wer ge-

rettet werden solle. Alle Versuche, die aufgeregte Mannschaft zu beruhigen, waren vergeblich und mit jedem Augenblick nahm die Verwirrung und Unruhe auf dem kleinen Eilande zu.

In der Mitte der zusammengedrängten Schaar lag besinnungslos der Lieutenant Steward, übergossen von dem Blute, das aus seinen vielen Wunden floß. Alle hielten ihn für einen Sterbenden, und nur Wenige beschäftigten sich noch mit dem edlen Manne, dem die ganze Mannschaft ihre Rettung verdankte. Seine kräftige Natur überwand indessen die tiefe Ohnmacht, in der er sich befunden hatte, so daß er gerade in dem Augenblick erwachte, als das Schreien und Toben der streitenden Männer den höchsten Grad erreichte. Mühsam erhob er sich, und nachdem er sich, auf die nächststehenden Soldaten gestützt, nach der Ursache des Lärms erkundigt, ließ er die Männer zur Ruhe auffordern und redete sie dann folgendermaßen an: „Der Tod, meine Freunde, ist uns

Allen gewiß, wenn wir auf dieser Klippe, über welche die Meereswogen zusammenschlagen, noch lange ohne Hülfe verweilen müssen. Das einzige Mittel zu unserer Rettung ist das Boot, durch das wir vielleicht die Hülfe, deren wir bedürfen, vom Lande herbeiholen können. Laßt also die Officiere und Matrosen nach dem anderen Felsen, wo sie dem Lande näher sind und besser als hier für unsere Rettung sorgen können, hinüberfahren. Wir bleiben hier brüderlich beisammen; ich werde Euch nicht verlassen, sondern bin bereit, alle Gefahren mit Euch zu theilen, und wie ich der Erste war, der in die Brandung sprang, so werde ich der Letzte sein, der diesen Felsen verläßt."

Der wahre, freudige Heldenmuth wirkt immer auch auf Andere begeisternd und ermuthigend. So verfehlten denn die trefflichen Worte Stewards ihre Wirkung auf die Soldaten nicht, welche jetzt, ohne zu murren, die Officiere und die Matrosen zum anderen Felsen hinüberfahren ließen. Da das Boot nur zwei Personen auf einmal aufnehmen konnte, so traf es sich, daß bei der letzten Ueberfahrt nur ein Mann darinnen saß. Dieser rief Steward zu, er möge zu ihm einsteigen, da der Felsen durch die steigende Fluth immer mehr unter Wasser gesetzt werde. Der Lieutenant wies aber den Antrag mit den Worten zurück, daß er, wie er gesprochen, mit seinen Soldaten leben oder sterben würde.

So waren nun die Officiere mit dem Lootsen und den Matrosen in Sicherheit gebracht; Steward aber stand mit seinen zweihundert Soldaten in stiller Ergebung auf dem Felsen, der in der That immer mehr vom Wasser bedeckt wurde.

Nicht ohne Grund hatte der zuletzt wegfahrende Officier den Lieutenant auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, mit der die jetzt eintretende Fluth ihn bedrohte. Der Fels, auf welchem in diesem Augenblick zweihundert Menschen zusammengedrängt waren, heißt bei den Schiffern der versunkene Fels, weil er nur

in der Zeit der Ebbe aus dem Wasser hervorragt, während der Fluth aber, wenn nicht gerade ein starker Nordostwind weht, immer zehn bis fünfzehn Fuß hoch vom Meere überdeckt wird. Der Lootse wußte dies wohl; er hatte es auch dem Obersten mitgetheilt und diesen zu seinem rücksichtslosen Benehmen gegen die Soldaten veranlaßt. Aber während die Menschen verrätherisch an den Unglücklichen handelten, wachte die Hand des Höchsten über ihnen, denn an diesem Tage wehte der einzige Wind, der auch zur Zeit der Fluth den Felsen außer Wasser hält, der Nordost.

Bald nachdem das Schiff untergegangen war, mußte die eingeschlossene Luft die Verdecke gesprengt haben, denn das Meer bedeckte sich jetzt mit vielen Gegenständen aus den Vorrathskammern. Inzwischen hatte das steigende Wasser schon soviel von dem Felsen eingenommen, daß die Soldaten dicht gedrängt nebeneinander standen und sich kaum noch bewegen konnten. Um die Schnelligkeit des Aufsteigens der Fluth zu schätzen, ließ Steward zwei Steine auf einen Felsenvorsprung legen, dessen Oberfläche das Wasser soeben bespülte. Mit abgewendetem Gesicht wartete man einige Zeit; als man aber wieder hinsah, waren die Steine verschwunden. Man legte darauf zwei andere Steine an einen etwas höheren Punkt, wartete abermals schweigend eine kurze Zeit und erblickte, als man sich wieder umwendete, zur unaussprechlichen Freude der ganzen Mannschaft nicht nur die beiden zuletzt, sondern auch die zuerst hingelegten Steine außerhalb des Wassers. So konnte man denn hoffen, daß die Fluth ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Aber nun stellte sich ein anderes Leiden ein, das die armen Schiffbrüchigen mit jedem Augenblick heftiger peinigte. Sie hatten nämlich, da die Wellen schon mehrere Stunden lang über ihnen zusammenschlugen, eine solche Menge Seewasser verschluckt, daß sie einen quälenden Durst empfanden, der dadurch noch vermehrt wurde, daß ihre Kleider ganz von salzigem Wasser durch-

näßt waren. Da zeigte sich plötzlich auf der Oberfläche des Meeres ein Gegenstand, der eine Abhülfe dieser Noth versprach. Ein Sergeant bemerkte nämlich unter den vielen Gegenständen, die aus dem Wrack emporstiegen, ein Faß, das gerade gegen den Felsen hintrieb. Er meldete dies dem Lieutenant und fügte hinzu, daß er es für ein Rumfaß halte. Steward, der mit Recht von dem Genuß eines so starken Getränks für seine Leute die größte Gefahr fürchtete, gab dem Sergeanten heimlich den Befehl, dem Fasse, sobald er es erreichen könne, den Boden einzuschlagen. Das Faß kam näher und wurde endlich durch eine Woge an den Felsen geschleudert. Zur großen Freude der Mannschaft enthielt es nicht, wie der Sergeant gemeint hatte, Rum, sondern reines Trinkwasser, und zwar in solcher Menge, daß ein Jeder sich satt trinken konnte. Als der peinigende Durst gestillt war, kehrte neue Kraft und frischer Lebensmuth in die Brust der armen Soldaten zurück. Ihre nächste Sorge war jetzt die, wie sie ihrem verwundeten Führer, der nun den übermäßigen Anstrengungen zu erliegen begann, ein bequemes Lager bereiten könnten. Sie räumten zu dem Ende von einer ebenen Stelle des Felsens das Seegras hinweg, und legten ihn hier, in einen Mantel gewickelt, nieder. Neben ihn legten sich rechts und links, um ihn vor dem kalten Winde zu schützen, zwei Soldaten, und über diese legten sich der Quere wieder einige von den treuen Männern, so daß ihn eine Pyramide von Leibern gegen Sturm und Regen schützte. Auch die Soldaten legten sich jetzt neben- und zum Theil übereinander am Boden nieder und waren bald so fest eingeschlafen, als wenn sie auf dem bequemsten Lager ruhten.

Der Tag ging jetzt zu Ende, aber der Nebel hielt an und der Regen strömte noch immer auf die arme Schaar der halbnackten Menschen herab, während der Nordostwind schneidend kalt auf ihre durchnäßten Glieder wehte. Der Schlaf war längst von allen Augen gewichen, und Jeder starrte in die dunkle Nacht hin-

aus, um ein rettendes Schiff zu erspähen. Bisweilen wurde die Stille, die auf dem Eilande herrschte, von dem Freudenruf: „ein Schiff, ein Schiff?“ unterbrochen, aber immer zeigte es sich, daß eine heranstürzende, mit Schaum bedeckte Woge die Täuschung verursacht hatte. Die Leiden der Unglücklichen steigerten sich noch, als die Fluth wieder eintrat, welche diesmal höher stieg als das vorhergehende Mal, weil sich der Wind etwas nach Westen umgesetzt hatte. Als die See am höchsten gestiegen war, standen die Soldaten so eng zusammengepreßt, daß die in der Mitte befindlichen kaum noch zu athmen vermochten. Jetzt dachten Alle nur an das nahe Ende; Alle hatten die Hoffnung auf Rettung aufgegeben, und wer noch seiner Gedanken mächtig war, sammelte die letzte Kraft zu einem Gebete.

Da, als Keiner mehr an Rettung dachte, erschien plötzlich ein rothes Licht auf den Wellen, und unmittelbar darauf wurde mitten in dem dichten Nebel ein Schiff bemerkbar. Das laute Freudengeschrei, das die Schiffbrüchigen erhoben, bezeugte es den zu ihrer Rettung Ausgesendeten, daß der Fels noch nicht überfluthet wäre und die gestrandete Mannschaft noch lebte. Wie man später erfuhr, hatten die Matrosen in der Jolle nach langem Bemühen zwei große zum Fischfang ausgerüstete Fahrzeuge aufgefunden. Eins von diesen hatte die Officiere und die Frauen von ihrem Felsen an die Küste geführt; das andere hatte umgewendet, um sich nach den Soldaten umzusehen, obgleich der Kapitän jeden Rettungsversuch für vergeblich hielt, da er überzeugt war, daß der versunkene Fels schon längst hoch vom Meere überfluthet wäre.

Das Schiff mußte sich indeß, um nicht zu scheitern, in vorsichtiger Entfernung vom Felsen halten, und konnte nur durch einen kleinen Nachen mit demselben in Verbindung treten. Steward rief die Matrosen, die sich im Nachen befanden, durch ein Sprachrohr an und fragte sie, wie viel Mann sie auf einmal aufnehmen könnten? Sie antworteten: „Zwölf“, und fügten zugleich

die Ermahnung bei, daß die Schiffbrüchigen vorsichtig einsteigen und sich nicht in Masse in das Boot stürzen sollten. Steward ließ die Soldaten in Reihen von zwölf Mann antreten, und dieser Befehl wurde mit der größten Ruhe und Ordnung ausgeführt. Unterdessen war der Nachen gelandet, und nun geschah die Einschiffung ohne irgend eine Störung. Neunzehnmal fuhr das Boot durch das Dunkel der Nacht von dem Schiffe an den Felsen und dann mit seiner Ladung wieder zum Schiffe zurück, und erst beim neunzehnten Male schiffte sich der edle, heldenmüthige Steward mit den letzten Soldaten ein, erfüllt von dem beseligenden Bewußtsein, durch seinen Muth und sein Vertrauen auf Gott das Leben von dreihundert Menschen gerettet zu haben.

Die Straußjagd.

Der Straus und seine Jagd.

Diese Gattung der Jagd ist der Stolz und der Triumph des Reiters.

An jenen Sirokko-Tagen, an denen eine Art glühenden Schlummers die ganze Natur zu umfangen scheint, — an denen man glauben sollte, daß jedes lebende Wesen zur tiefsten Ruhe verurtheilt sein würde, — an solchen Tagen steigen die unverzagten Reiter der Wüste auf ihre Pferde. Sie wissen, daß der Strauß, von allen Thieren das wenigst listige, kein Freund von Umwegen ist, sondern, seiner Schnelligkeit vertrauend, in flüchtigem, geradaus gerichtetem Laufe davoneilt. Fünf Reiter stellen sich in Zwischenräumen von je einer Meile auf dem Wege auf, den der Strauß einschlagen wird. Sobald der erste nach einer Meile in der Verfolgung anhält, jagt der zweite im Galopp der Spur des Straußes nach, der sich keinen Augenblick Ruhe gönnen kann und immer gegen frische Pferde ankämpfen muß. So ist denn gewöhnlich der letzte Reiter der Sieger. Der Sieg ist nicht ohne

Gefahr, denn wenn der Strauß zu Boden fällt, erschreckt er durch die Bewegung seiner Flügel das Pferd oft so, daß der Reiter sich in einer schlimmen Lage befindet. Pferde, welche zu diesem wirklich furchtbaren Ritte gebraucht werden, erhalten nur eine einzige Unterdecke und einen sehr leichten Sattel. Viele Reiter nehmen bei dieser Gelegenheit auch hölzerne Steigbügel und sehr leichte Gebisse, mit dünnen Bindfäden statt der Zügel. Jeder Reiter hat einen kleinen Schlauch mit Wasser bei sich und benetzt mit letzterem von Stunde zu Stunde das Gebiß, damit das Maul des Pferdes nicht trocken werde, sondern frisch bleibe.

Obschon das Pferd gewöhnlich zur Straußenjagd benützt wird, so ist diese Art derselben dennoch nicht die einzige. Manchmal legt sich ein Araber, der die Gewohnheit des Vogels genau kennt, dicht neben einem Orte, an dem derselbe vorbeikommt, in Hinterhalt und jagt, wenn jener dicht vor ihm ist, im Galopp auf ihn zu. Da indessen nur sehr wenige Pferde den Strauß einzuholen im Stande sind, so erreicht ein solcher Jäger nur selten seinen Zweck. Aber, wie gesagt, nicht immer benützt man das Pferd zur Straußenjagd, oft unternimmt es die List, den Kampf gegen den Strauß allein zu wagen. Während der Brutzeit des Straußes graben die Jäger Löcher in der Nähe der Nester, verstecken sich in dieselben und tödten die Mutter, wenn sie nach den Eiern geht. Endlich nehmen die Araber auch zur Verkleidung ihre Zuflucht. Sie hüllen sich in einen Straußbalg, nähern sich dem Vogel und tödten ihn. Es soll schon vorgekommen sein, daß so verkleidete Jäger von ihren Gefährten, für Strauße gehalten, angegriffen worden sind.

Wenn einem Strauß der eine Fuß durch einen Schuß zerschmettert worden ist, so kann er sich nicht mehr, wie die anderen Zweifüßler, fortbewegen. In seinen Beinknochen befindet sich nämlich kein Mark, und Knochen ohne Mark können, wenn sie einmal gebrochen sind, nicht wieder heilen. Die Araber behaupten, der

Strauß sei taub und der Geruch ersetze bei ihm das Gehör. Die Straußenjagd auf dem Anstande während der Brutzeit ist sehr einträglich; man kann auf ihr mehrere Strauße tödten, die zwar in dieser Zeit sehr mager sind, dafür aber ist ihr Gefieder dann am schönsten und haltbarsten. Auch nimmt man die Straußeneier zu dieser Zeit aus dem Neste. Die jungen Strauße werden, wenn man sie aus dem Neste fortnimmt, sehr leicht zahm, spielen mit den Kindern, schlafen im Zelte, folgen auf den Wanderungen den Kameelen und es giebt kein Beispiel, daß ein so aufgezogener Strauß wieder davon gelaufen wäre. Der Strauß ist sehr gefräßig und verschlingt völlig unverdauliche Dinge, weßhalb sich auch die Araber sehr in Acht nehmen, vor ihm Geld oder sonst Werthvolles zu zählen, da er bald einige Münzen verschlungen hätte, ehe man es ihm wehren könnte. In der Wüste hat dieser Vogel keinen anderen Feind, als den Menschen. Er leistet dem Hunde, dem Schakal, der Hyäne und selbst dem Adler Widerstand. Dagegen ist es ein Märchen, daß er selbst zum Reiten abgerichtet werden kann und wenn man auch oft ein müde gewordenes Kind in einiger Entfernung sich auf den Rücken des Straußes setzen sieht, der dann mit seiner Bürde gerade der Heimath zuläuft, während sich der kleine Reiter an den Flügelspitzen festhält, so trägt er doch keinen erwachsenen Menschen, und würde denselben mit einem Flügelschlage wieder auf die Erde werfen. Die Straußenjagd bildet in der Wüste viele ausgezeichnete Schützen; sie üben sich nur, den Kopf zu treffen, um die Federn nicht durch das Blut zu beschmutzen. Auch gilt diese Jagd für sehr einträglich, und die Araber sagen von Einem, der ein gutes Geschäft gemacht hat: „Das ist ein ausgezeichnetes Geschäft, es ist gerade wie die Straußenjagd."

Der verbrecherische Kapitän.

Ein Abenteuer aus dem Seeleben.

Vor Portorico lag ein stattlicher Dreimaster, der unter englischer Flagge fuhr. Trug es sich zu, daß das Schiff, zu welchem ich gehörte, in der Nähe des Hafens gescheitert war und ich von der ganzen Mannschaft allein davon kam. Ich hatte aber auch nur das nackte Leben gerettet, und es war mir daher lieb, daß am Bord des großen Dreimasters noch Leute gebraucht wurden, weil ich sonst leicht in große Noth gerathen wäre. So nahm ich denn dort einen Dienst an, ob mir es gleich wenig am Bord gefiel. Der Steuermann, der stets am Bord blieb, war ein kleiner Kerl mit rothem Haar und stechenden Augen, der stets auf ein Mittel sann, die Leute, die unter seinen Befehlen standen, auf eine ausgesuchte Weise zu quälen; der Kapitän dagegen erschien nur selten; befand er sich aber auf dem Deck, so war des Fluchens und Scheltens kein Ende, und wir erhielten die Ueberzeugung, daß wenn der Mann, der stark und robust war, erst für immer an Bord wäre, unsere Lage gewiß nicht die angenehmste sein würde.

Es verlautete aber, wir sollten nach Frankreich und eine kostbare Ladung daselbst hinbringen. Dieselbe gehöre zum großen Theil unserm Kapitän und dessen Bruder, der Kaufmann war und sich bereits in Frankreich befand, um die zu erwartenden Güter unterzubringen. Es mußten demnach reiche Leute sein. Der Steuermann trieb uns mächtig zur Arbeit an und verkündete uns eines Abends, daß wir mit Tagesanbruch an's Land zu fahren hätten, um die ersten Stücke der Ladung an Bord zu bringen. Dies geschah auch, und die große Barkasse sowie das Langboot legten an den uns bezeichneten Werft. Hier befand sich der Kapitän und zeigte uns die Kisten und Fässer, die wir in unsere

Böte bringen und nach dem Schiffe rudern sollten. Er hatte dabei so Eile und trieb so sehr, daß uns aller Muth entsank und wir Gott dankten, als wir von dem Werfte abstießen und aus seinem Bereiche kamen. Wir trieben es von jetzt ab alle Tage so fort, früh Morgens und spät Abends, so daß der Platz im Raum immer enger ward und wir unsere Ladung bald vollzählig hatten.

Da kam eines Tages der Kapitän in einem Negerkanot an Bord und mit ihm ein ältlicher Herr und eine Dame, welche die Reise als Passagiere mitmachen und das Schiff vorher besehen wollten. Zwar mochte es ihnen nicht besonders zusagen, denn es war düster und unheimlich bei uns; aber da sich gerade keine andere Gelegenheit fand, sie auch ihre Abreise nicht länger verschieben konnten, so entschlossen sie sich, die Reise mit uns zu machen. Sie wurden mit dem Kapitän Handels eins, daß er sie und ihre beiden Kinder, sammt ihren Sachen, für die Summe von tausend spanischen Thalern nach Frankreich bringen müsse.

Die Zeit der Abfahrt war herangekommen; wir sollten so segeln, daß noch vor Sonnenuntergang die offene See erreicht werden konnte. Kurz vor der Abfahrt langten auch die Passagiere an. Als der Kapitän sie am Fallreep empfing und die Kinder der beiden alten Leute erblickte, verlor sich sein finsteres Aussehen; er wurde freundlich und gesprächig. Das konnte aber Niemand Wunder nehmen; denn in der That hatte man nicht sobald etwas Freundlicheres und Lieblicheres gesehen, als diese junge Dame und ihren Bruder, die ihre Aeltern nach Frankreich begleiten wollten. Sie war eine liebliche Schönheit und wenn man sie einen Augenblick lang ansah, war es nicht anders, als lächle einer der Engel, die über den Sternen am Himmel wandeln. Ihr Bruder war eben so schön, nur daß er ernster und männlicher war, und leicht erkannte, was für ein Benehmen ihn am besten kleide, während das junge Mädchen dies nicht wußte

und sich so gab, wie es ihr um's Herz war, ohne daran zu denken, daß dies sie gerade so schön mache.

Eines Nachts, bald nach unserer Abfahrt, begab es sich, daß ein Paar von unseren Leuten in dem Raum schliefen, um nach unserm Seemannsgebrauche von den Aepfeln zu essen, die sie fuhren; denn ein rechter Matrose, der sich schämen würde auch nur ein Quentlein von der Ladung zu entwenden, um es zu seinem Nutzen zu verkaufen, besinnt sich keinen Augenblick, von dem in dem Schiffe liegenden Wein und Tabak während der Reise so viel zu trinken und zu rauchen, als ihm beliebt. Darum wurde es auch den Backsmaaten gar nicht verdacht, als sie hinabgingen, um so viel Zucker heraufzuholen, als nöthig war, den Kaffee und den Grog zu süßen, obgleich es uns bei dem Beginn der Reise strenge anbefohlen war, eine reine Hand zu halten. Aber voll Erstaunen, mit bleichen Gesichtern kamen sie wieder zurück. Sie hatten ein großes Faß angebohrt, aber anstatt aus demselben Zucker herausfallen zu sehen, fanden sie nur Sand; kopfschüttelnd gingen sie zu einem zweiten und dritten Fasse, aber überall derselbe Erfolg. Nun ward ihnen bange und sie wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Da begab es sich, daß eine Kiste mit Metallplatten, die bei diesem Rumoren aus der gewöhnlichen Lage gekommen war, von den Fässern herabfiel. Das Geräusch war so groß, daß sie fürchteten, der Steuermann habe es auf dem Verdecke gehört und werde jetzt herabkommen; es blieb aber Alles ruhig. Als sie sich nun der Kiste bemächtigen wollten, um sie an ihren früheren Platz zu stellen, überfiel Alle ein Grausen; die Seitenwände derselben waren auseinander gewichen und anstatt der Stahl- oder Kupferplatten, die man zu sehen erwartet hatte, rollten einige große Steine auf den Boden. Das Haar sträubte sich ihnen zu Berge und sie kamen zu unserer Back zurück, bleich und an allen Gliedern zitternd, als hätten sie ein Gespenst gesehen. Endlich begannen sie zu erzählen, und es war Keiner, der

nicht bei dieser Geschichte in große Angst gerieth. Zuerst war es der Bootsmann, der einigen Muth gewann und fragte, was wohl bei einer so außerordentlichen Gelegenheit zu thun sein möchte? Da wurde nun Vieles berathschlagt und Anfangs war Jeder der Meinung, wir müßten unsere Entdeckung dem Kapitän mittheilen; hatten wir sie auch auf unrechtlichem Wege gemacht, so würde dies leicht übersehen werden, weil etwas so Wichtiges dadurch an den Tag gekommen war; denn wir glaubten natürlich, daß unser Kapitän von den Leuten, mit denen er Handel getrieben, auf diese schändliche Weise getäuscht worden sei. Aber bald genug sahen wir die Unmöglichkeit ein; denn welcher Mensch würde wohl einen solchen Kauf machen, ohne sich von der Güte der Waare selbst zu überzeugen und gewiß zu sein, daß er nicht Sand statt Zucker und Steine statt Metall erhielte? So blieb uns denn nichts anderes übrig, als zu glauben, daß sowohl der Kapitän, als der Steuermann hiervon etwas wüßten, und wenn man ihr Benehmen überdachte bei dem Einschiffen der Ladung, der Hast, mit welcher die Güter an Bord gebracht wurden und die Schärfe des Verbots, etwas von der Ladung anzurühren, dann wurde diese Muthmaßung immer wahrscheinlicher; man konnte keinen Augenblick zweifeln und es ward uns Allen trübselig zu Sinn, wir wußten uns nicht zu rathen noch zu helfen; jedenfalls waren wir jetzt auf offener See, wo uns nichts geschehen konnte und wir beschlossen, Alles mit Stillschweigen zu übergehen, bis die rechte Stunde gekommen sei. Es waren aber sehr heiße Tage und wenn die Sonne von früh Morgens bis spät Abends auf das Verdeck geschienen hatte, war es nicht möglich, während der wenigen Nachtstunden einzuschlafen. Da erhob ich mich eines Nachts, in Schweiß gebadet, von meinem Lager und stieg vorsichtig das Verdeck hinan; denn es war befohlen, daß nur diejenigen Leute, die zum Wachtvolk gehörten, oben sein sollten. Ich schlich mich in die Nähe des Langboots und gelangte glücklich in dasselbe,

wo ich, erquickt von der frischen klaren Luft, sogleich einschlief. Aber ich erwachte bald und sah nicht weit von mir den Kapitän und den Steuermann, die das Wachtvolk an verschiedenen Punkten beschäftigt hatten und von sich entfernt hielten, an einen Horcher aber nicht dachten. Sie sprachen angelegentlich miteinander, und da es nicht möglich war, mich zu erkennen zu geben, ohne in Gefahr zu gerathen, mußte ich Zeuge ihres Gespräches werden.

Und ich sage, antwortete der Kapitän auf eine Rede des Steuermanns, die ich nicht gehört hatte, daß wir ein gewagtes Spiel treiben und besser wäre es, wir hätten die Hände davon gelassen.

Was? rief der Steuermann mit Hohnlachen; jetzt, wo Alles zu spät ist, kommt Euch die Reue? Das hätte Euch früher durch den Sinn fahren sollen, mein lieber Freund. Wolltet Ihr jetzt zurücktreten, so behieltet Ihr Sand und Steine für Euch, das Geld, das uns diese Scheinladung kostet, und unser ganzes Vermögen ausmacht, wäre verloren und Ehre und Reputation wären hin. Wenn aber in einer dunkeln Nacht, bei Schneegestöber oder Hagelschlag, das Schiff, statt in den Kanal, nordwärts von England läuft, und wir stoßen, wie zufällig, an die dort häufigen Klippen, und wir sinken, und die Steine und der Sand sinken mit, nun, so ist das Gottes Schickung; die Assecuranz zahlt uns die Versicherung aus, vierzigtausend Pfund Sterling; merkt wohl auf, vierzigtausend Pfund, zwanzigtausend für Euch und zwanzigtausend für mich. Habt Ihr jemals etwas von einem besseren Geschäft gehört?

Und ich will es doch von der Hand weisen! sprach der Kapitän.

Ihr werdet's nicht! rief der Steuermann mit gepreßter Stimme. Was ist das für eine nagelneue Art von Gewissen? Als Ihr das Schiff mit Sclaven beladen hattet, und, von zwei Kreuzern verfolgt, die armen Geschöpfe erdrosseltet und über Bord warft, damit Ihr nicht bei diesem schönen Handel ertappt würdet,

hattet Ihr damals kein Gewissen? Oder, als Ihr das Kästchen öffnetet, worin Euer Passagier seine Banknoten hatte, und Ihr legtet Feuer in dasselbe, nachdem Ihr die Papiere herausgenommen hattet: was meint Ihr, sagte damals Euer zartes Gewissen nichts? That es Euch nicht leid, daß jener Mann ein Bettler geworden war und Ihr das schöne Geld in drei Jahren verpraßtet?

Es kann nicht sein! entgegnete Jener.

Oho, mein schmucker Bursche! lachte der Steuermann. Soll man nicht die Ursache dieser zarten Gewissensregung wissen? Wie? Nicht? Nun, so müßt Ihr mir schon gönnen, daß ich Eure Gedanken errathe. Euch ist die junge Franzosendirne an's Herz gewachsen; sie hat Euch kirre gemacht und Ihr möchtet einen Liebhaber vorstellen, der sich wie ein Cavalier zeigt und großthut mit edlen Thaten! Ha, ha, ha!

Wer sagt Euch ...?

Bitte Euch, Herr! Incommodirt mich nicht durch derlei Einreden. Wollt Ihr den Steuermann Josias blind machen? Hört, Ihr seid einfältig, sonst müßtet Ihr einsehen, daß ein solcher Schiffbruch Eurer Liebe gewaltig in die Hand arbeitet. Das Schiff sinkt, die Brandung geht hoch darüber hin; das zarte Püppchen schreit, oder vielmehr es schreit nicht, denn es hat das Maul voll Seewasser. Nun kommt Ihr herbei und schwimmt mit ihr durch die Brandung der sichern Küste zu. Dort seid Ihr geborgen und habt Euer Mädel nebst zwanzigtausend Pfund; im andern Falle habt Ihr nichts und das Brandmaal auf der Stirn, dem die Schandsäule im Hafen folgt, wenn sie Euch nicht ein enges Halstuch umknüpfen!

Ihr seid der lebendige Teufel!

Das sagte meine Mutter schon! lachte der rohe Kerl; denn ich biß sie schon nach meiner Geburt in den Finger, weil ich mit Zähnen zur Welt gekommen war. Und das merkt Euch, ich habe

die Zähne noch und beiße ganz perfect; seht zu, daß Ihr es nicht empfinden müßt; es sollte mir leid sein, um der alten Kameradschaft willen.

Er ging, ein Lied pfeifend, nach dem Bratspill, wo er sich hinwarf, und der Käpitän kehrte mit übereinandergeschlagenen Armen nach dem Halbdeck zurück.

Welch ein zweites und noch gefährlicheres Geheimniß hatte ich erfahren! Was war über uns verhängt und wie konnte ich es abwenden? Sollte ich es offenkundig machen und Ursache werden, daß eine Verschwörung ausbrach, der Kapitän und der Steuermann abgesetzt oder gar über Bord geworfen wurden? Ach Gott, wer nimmt von einem Matrosen die Sünde, wenn er die Hand gegen seine Offiziere erhoben! Oder sollte ich Alles verschweigen und ungewarnt die unschuldigen Menschen umkommen lassen? Das wäre eine noch größere Sünde, als die erste. Mein Kopf brannte und ich wußte mir nicht zu rathen. O, wie verwünschte ich doch meine Schlaflosigkeit, die mich aus meiner Koje vertrieb und zum Mitwisser eines so gefährlichen Geheimnisses machte.

Ein tiefer Abscheu aber bemächtigte sich meiner, als nun am andern Morgen zur gewöhnlichen Zeit zum Gebet geläutet wurde, und der Kapitän das heilige Buch aufschlug, um das Gebet zu lesen. Ich dachte, jeden Augenblick müsse das Buch zu brennen anfangen und die Flamme ihn verzehren, aber er las ruhig ohne Anstoß. Als er nun an eine Stelle kam, wo es hieß: „Ich aber will fortan Deine Wege wandeln, denn Du hast mich belauscht in der Finsterniß und gelesen, was in meinem Herzen verzeichnet ist!" da wurde mir trübselig zu Sinn; es war mir, als ob ich selbst die Verbrechen begangen hätte, von denen ich doch nur hörte und fiel ohnmächtig hin.

Als ich wieder erwachte, sah ich den Bootsmann vor meiner Koje stehen. Nun endlich, rief er, das hat drei Tage und drei Nächte gedauert, und Ihr habt im argen Fieber gelegen. Und

was Ihr für tolles Zeug geschwatzt habt die ganze Zeit hindurch, von Mord und Todschlag und Krieg und Pestilenz! Gott sei mir gnädig, aber es war mir, als ob Ihr Euer bischen Verstand nicht wiederfinden würdet. Und verdächtig war's, daß Ihr just gerade bei einer Gebetstelle umfielt, wo es heißt, daß Gott gelesen hat, was in unserm Herzen verzeichnet steht. Hört, guter Freund, Ihr habt doch ein reines Gewissen?

Ich konnte nichts, als einen tiefen Athemzug thun; langsam erholte ich mich und sagte, als ich mich mit einem Trunk Wasser erquickt hatte: Mit meinem Gewissen bin ich wohl in Ordnung; aber es steht mit dem Gewissen anderer Leute im Schiffe schlecht, und es quält mich, daß ich das weiß.

Mehr konnte ich nicht sprechen. Er brachte mich auf das Verdeck, damit ich frische Luft schöpfen sollte und des andern Tages fühlte ich mich wieder hergestellt. Den Bootsmann aber machte ich zu meinem Vertrauten und erzählte ihm Alles, was ich in jener Nacht gehört hatte.

Das ist eine schlimme Geschichte, antwortete er mir, und ich wollte lieber zehn Jahre Zuckerrohr in den Plantagen schneiden, als daß ich hier an Bord gekommen wäre. Aber wir sind nun einmal da und müssen Alles thun, um uns unserer Haut zu wehren. Zuerst wollen wir schweigen, denn es ist nicht gut, daß Viele dies Geheimniß wissen; die Rebellion bliebe sonst nicht eine Stunde aus. Aber wir wollen fleißig nachdenken, wie wir dem kommenden Uebel steuern. Wem zuerst etwas einfällt, der soll es dem Andern mittheilen.

Dies war ich zufrieden und wir gingen auseinander, Jeder an sein Geschäft.

Während dies Alles vorgefallen war und mein Herz schwer beklemmte, hatten wir fortdauernd einen schönen, sonnenklaren Himmel über uns, und eine frische Kühle trieb das Schiff lustig dahin. Unsere Passagiere machten sich dies zu Nutze und waren

den ganzen Tag und einen großen Theil der Abende auf dem Verdecke anzutreffen.

Es sah gar rührend aus, wenn Alle so zusammen waren und das Herz tanzte vor Lust. Das ehrwürdige Haupt des Vaters war mit silberweißen Locken gekränzt und in seinem Gesichte lag Etwas, das zugleich aussah wie Vornehmheit und Milde. Neben ihm saß seine Frau, eine ältliche Dame mit einem blassen Leidensgesicht, aber mit gar frommen Augen und auf der Stirn wohnten Geduld und Barmherzigkeit neben einander. Beide saßen immer Hand in Hand zusammen; sie sprachen nur selten, aber wenn es geschah, so waren es Worte der Liebe und der Güte. Neben der Mutter stand der Sohn, ein blühend schöner Junge, der hatte den Arm um den Nacken der Mutter geschlungen, als wollte er sagen: „Fürchte dich nicht, mein Arm ist stark genug, dich zu halten!“ Und sie sah zu ihm auf; sie schien seine Gedanken zu errathen, und ihr Auge sagte: „Ich weiß es, mein Sohn, und bin ruhig!“ Zu den Füßen des Vaters saß auf einem Schemel die Tochter. Ach, das war ein gar zu reizendes Kind! Es sind nun viele, viele Jahre seitdem vergangen, und ich könnte sie doch Zug für Zug beschreiben. Sie hatte es uns auch Allen am Bord angethan, und ich glaube, wenn sie uns mit ihren großen blauen Augen angeschaut und mit der Hand nach der See zugewinkt hätte, wo der goldene Crocus auf dem dunkelblauen Wasser schwamm, wir wären gesprungen, um ihn aufzufischen. Aber ihr kamen solche Dinge nicht in den Sinn, denn sie war fromm und demüthig; sie hatte den Arm auf das Knie des Vaters gestützt und sah voll Liebe und Freundlichkeit zu ihm auf.

Zwei Stunden lang hatte ich die Steuertaille regiert und mehr auf die Passagiere als auf den Compas gesehen, weßwegen das Schiff auch oft vom rechten Cours abgierte. Jetzt wurde ich abgelöst und ich ging an den Passagieren vorüber, nicht ohne einen

freundlichen Gruß von Allen zu empfangen. Der Steuermann fragte mich höhnisch, wo ich es gelernt hätte, so allerliebst zu katzenbuckeln; aber ich antwortete ihm nicht, sondern sagte zu mir selbst: „Und diese braven Menschen, die so gut und lieb neben einander stehen, und ihr Lebelang gewiß nicht das geringste Böse gethan haben, sollen gemordet werden und wir vielleicht Alle mit, um der boshaften Habsucht zweier Verbrecher willen, die so böse Dinge gethan haben, daß sich das Haar sträubt und das Blut zu Eis gerinnt? Nein, das kann Gott nicht zugeben, er wird es zu hindern wissen. Und wenn es wäre, daß er mich zu seinem Werkzeuge ersehen hätte, darum, weil er es fügte, daß ich Alles mit anhören mußte, so will ich sein Gebot erfüllen und mich nicht abschrecken lassen." Solche gute Vorsätze faßte ich jenes Tages.

Eine lange Zeit verging nun, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Die Leute hatten die Sandfässer und Steinkisten längst vergessen, oder sie sprachen doch nicht mehr davon; die Matrosen sind leichtsinniges Volk, und wenn es gegen das Ende der Reise geht, denken sie nur daran, wie sie bald an's Land kommen und ihre Anstrengungen vergessen wollen. Aber der Bootsmann und ich behielten Alles wohl im Herzen und gedachten zu seiner Zeit genau Acht zu haben. Dazu war es nun an der Zeit, denn alle Anzeichen waren vorhanden, daß wir in der Nähe des Kanals waren. Dann wirst Du sehen, sagte der Bootsmann, daß wir nicht hinüber steuern nach der französischen Küste zu, sondern es wird nordwärts gehalten, und dann sei Gott unserer armen Seele gnädig, wenn wir es nicht hindern können, oder, um es zu hindern, Mord und Todschlag begehen müssen.

Und wenn wir es müssen, antwortete ich rasch, so wird Gott die Sünde von uns nehmen, denn es handelt sich hier um Leib und Leben; wer mich todtschlagen will, dem stoße ich ein Messer in das Herz.

So hatte ich kaum gesprochen, als der Kapitän vom Halbdeck her meinen Namen rief. Ich lief zu ihm und er sagte: Höre, mein Mann, ich habe noch nicht mit Dir davon gesprochen, aber es war doch sonderbar, daß Du wie todt hinfielst, als ich aus dem Gebetbuche las, daß Gott aus dem Herzen des Menschen ihre Missethat herauslesen könne. Ich denke, Robert, es muß zu jener Stunde etwas Gefährliches in Deinem Herzen aufgewacht sein.

Da kam mir zur rechten Stunde der Gedanke, dies sei Gottes Finger und ich beschloß, mich fügsam zu zeigen, um mir sein Vertrauen zu erwerben und dann seine Pläne vereiteln zu können. Ich sagte also: Je nun, Käpitän, ich denke, ein Matrose, der sonst seine Pflicht thut, hat nicht nöthig, zu offenbaren, was auf früheren Reisen geschehen ist.

Nein, Junge! entgegnete er rasch. Dies Alles geht mich gar nichts an Deine Geheimnisse kümmern mich nicht, aber Du bist muthmaßlich ein schlauer Bursche und das käme mir gelegen. Du weißt, der Steuermann Josias liegt nun schon ein Paar Tage lang in seiner Koje und kann nicht leben noch sterben. Niemand ist bei mir, der mir zur Hand geht, und ich brauche doch einen Gehülfen. Da wollte ich Dich zu mir in die Kajüte nehmen, Du solltest von meinem Tische essen, von meinem Weine trinken und wenn Du klug bist, wenn Du Dich zu nehmen weißt, läßt sich auch noch eine Hand voll spanische Thaler verdienen.

Da bat ich schnell Gott in meinem Herzen um Muth und Stärke und sagte dann sehr erfreut, daß er über mich gebieten solle, ich würde gehorchen, ohne viel zu fragen, und wenn ich mich mit dem Gott sei bei uns! selbst herum zausen müßte. Da lachte er hell auf und das Erste, was er mir befahl, bestand darin, daß ich mit ihm in die Kajüte hinuntergehen sollte, um eine Pfeife zu rauchen und eine Flasche Wein zu trinken. Wie wir nun mit einander zechten und er bald einen Rausch davon trug, denn er

trank viel und hastig, sagte er mir alle seine Teufeleien, und daß ich ihm behülflich sein müsse, sie auszuführen. Er traue dem Josias nicht und es sei ihm ganz recht, daß er von seiner Krankheit nicht wieder genesen werde. Als ich ihn fragte, wie er dessen so gewiß sein könne, lachte er und meinte, das käme vielleicht daher, weil derselbe aus einer verkehrten Flasche der Schiffsapotheke einige Tropfen erhalten habe. Er hatte dies so laut gesprochen, daß Josias, der sich in der nahen Steuermannskammer vor Schmerzen krümmte, es gehört hatte. Trotz der Leiden, die er erduldete, schlug er eine schreckliche Lache auf, dann raffte er alle seine Kräfte zusammen, sprang von seinem Lager auf und kreischte: Giftmischer! Du sollst mit mir! Alle sollen es wissen! Und mit größter Eile lief er die Treppe hinauf, vor Wuth heulend: Er hat mich vergiftet! Der Hund, der Euch Allen an's Leben will, hat mich vergiftet! Die Mannschaft rottete sich zusammen, und Josias begann wieder: Er hat . . . Aber der Kapitän, der ihm nachgeeilt war, faßte ihn mit der Hand an der Gurgel und würgte ihn. Nun rangen sie miteinander und die Matrosen standen müßig da, um zu sehen, wie ihre beiden Kajütsoffiziere sich balgten. Die Passagiere aber, die noch auf dem Verdecke waren, schrieen laut auf; der Sohn wollte die Kämpfenden auseinander bringen, aber die schöne Schwester gab es nicht zu und sank ohnmächtig hin, welches Ereigniß einen Augenblick die Aufmerksamkeit von den Kämpfenden abgelenkt hatte; diese waren der Brüstung nahe gekommen; plötzlich kreischte Josias laut auf, dann hörte man einen dumpfen Fall. Entsetzt schrie Alles auf; Josias war verschwunden und der Kapitän stand bleich wie der Tod mit ausgestreckten Armen, als wollte er irgend etwas ergreifen; das dauerte etliche Secunden, dann schrie er: Mann über Bord! Und als er dies gesagt hatte, schwankte er nach dem Eingange der Kajüte.

Er hat den Josias, er hat den Steuermann über Bord ge-

worfen! murmelten sie untereinander und wir lehnten uns über die Galerie, um irgend Etwas zu erfahren. Während dessen lief das Schiff mit einer Schnelle von neun Knoten Fahrt. Der Abend brach schon mächtig herein und die Dämmerung lagerte bereits auf den Wellen. Die Passagiere waren vom Verdecke verschwunden, überall bildeten sich Gruppen; ich sprach mit dem Bootsmann; er erfuhr, welche Anerbietungen der Kapitän mir gemacht und was ich von dem Berauschten noch Alles erfahren haben würde, wäre nicht der Josias gekommen. Trübe Gedanken überkamen uns, wir wußten nicht, was wir beginnen sollten und äußerten unsere Zweifel, ob wir nicht schon wirklich bei Norden von England wären, für welchen Fall wir einen ganz falschen Cours steuerten. Da trat der junge Passagier zu uns heran und sagte: Was geht hier vor? Redet! Sind wir bei ehrlichen Leuten oder bei Banditen? Was habt Ihr im Sinne?

Als wir hierauf nicht gleich zu antworten wußten, fuhr er dringender fort: Sprecht, meine Männer! Seid ihr Piraten? Für das Leben meiner Eltern und meiner Schwester ist mir nichts zu theuer; Ihr sollt Alles haben, was wir besitzen, nur thut ihnen kein Leides und setzt uns an einem einsamen Küstenstrand aus! Schont nur sie. Und wenn Ihr es nicht wollt, so sagt es und Ihr sollt sehen, daß ich keine Memme bin; bis zum letzten Blutstropfen will ich sie vertheidigen.

Herr, wir sind keine Piraten! war Alles, was ich sprechen konnte.

Wenn Ihr wahrhaft ehrliche Männer seid, sagte er, und Eure Gesichter bezeugen's, so sagt mir, was geht hier vor am Bord, und was war das so eben für ein fürchterliches Schauspiel?

Herr, es ist eine schwere Zeit! sprach ich langsam, der Bootsmann aber fiel mir in's Wort: Robert, das ist ein feiner junger Mann und mit geistigen Gaben gesegnet. Leicht weiß er einen

Rath, wo wir nichts ergründen können. Ich dächte, wir sagten ihm Alles!

Ich war es zufrieden und es blieb ihm nichts verborgen von dem, was wir wußten. Bleich und athemlos hörte er es an und murmelte dann vor sich hin: Das ist schrecklich!

Während dessen hatte sich um uns her Alles merkwürdig verändert; es war völlig Abend geworden, dichte Wolkenmassen zogen herauf und verkündeten den nahen Ausbruch eines Sturmes. Mächtig rauschten die Sturzseen schon heran und kein Offizier war auf dem Verdeck, um das Beste des Schiffes wahrzunehmen.

Nach gemeinschaftlichem Beschlusse ging ich in die Kajüte, um zu sehen, ob ich von dem Kapitän irgend etwas über die Lage des Schiffes erfahren könne. Ich fand ihn hinter einer Flasche Madeira und berichtete, welches Wetter im Anzuge sei und wie wir Gefahr liefen, alle Masten zu brechen oder gar zu kentern.

Desto besser, mein Junge, lallte er mit schwerer Zunge; wir laufen um so rascher auf; denn hier bei Norden Englands, im St. George's Kanal . . .

Wir sind also wirklich in diesem steinernen Halsband gefangen?

Gefangen, Jüngelchen! Ganz gefangen! Und wenn der Morgen graut, liegen unsere Sandfässer und unsere Steinkisten tief unten im Meeresgrund! Dann gehen wir an's Land und ich nehme die Assecuranz und die Franzosendirne!

Wen nimmst Du! donnerte eine klare Stimme, und ich sah den jungen Mann auf der Schwelle stehen.

Die Franzosendirne! Dein schönes Schwesterchen, mein guter Monsieur! lallte unser Kapitän, der sich bereits ganz um den Verstand getrunken hatte.

Mit der Wuth eines Tigers stürzte der junge Mann sich auf den Kapitän und würde ihn erwürgt haben, wenn ich ihn nicht zurückgedrängt hätte. Der Betrunkene war zu Boden gesunken, den jungen Mann aber zog ich mit mir fort auf das Verdeck,

und hier, den gefahrdrohenden Himmel sehend, der mit jeder Secunde alle Schrecken eines fliegenden Sturmes auf uns herabzustürzen drohte, rief ich den Leuten zu: der Steuermann ist über Bord und der Kapitän liegt betrunken in der Kajüte, darum legt Hand an und bergt Segel, wenn Ihr nicht jämmerlich umkommen wollt! Zugleich legte ich Hand an's Werk, warf die Falle los, daß die Raaen von oben herabfielen und stach die Schooten auf. Mit Eifer fielen Alle darüber her, in jedem Mars wimmelte es von flinken Matrosen; die Segel wurden aufgebaucht und fest gesurrt. Aber noch waren die Letzten nicht wieder auf das Verdeck zurückgekehrt, als der Sturm ausbrach und sich mit solcher Heftigkeit gegen den Backbord des Schiffes warf, daß es stark steuerbord überholte.

Während wir in dieser Weise für die Sicherheit des Schiffes sorgten, war der junge Franzose in die Kajüte hinabgesprungen. Er wollte den Kapitän Anfangs ermorden; aber es dünkte ihn grausamer, wenn er ihn der vollen Rache der Mannschaft preisgäbe. Darum faßte er ihn scharf an, trug ihn mit übermenschlicher Anstrengung auf das Verdeck und brachte ihn zu sich, indem er ihm ohne Aufhören Massen von Seewasser über den Kopf stürzte. Die Matrosen sammelten sich neugierig um ihn; aber so groß war der Abscheu, den die Leute vor ihrem Führer hatten, daß kein Einziger Miene machte, dem Treiben des jungen Franzosen Einhalt zu thun. Dieser aber winkte Alle herbei und offenbarte ihnen sämmtliche Greuel, die bereits am Bord begangen wären und noch begangen werden sollten, ehe das neue Tageslicht anbreche. Da fielen den Leuten die Sandfässer und Steinkisten bei, die ihnen einen so bösen Schrecken verursachten, und Alle brachen in ein lautes Wuthgeheul aus. Aber durch das Brüllen der Matrosen und des Sturmes tönte laut die Stimme des Bootsmanns von der Back her: Brandung! Brandung! und Brandung! schrie auch der Mann am Steuer, der mit diesem

Ruf die Steuertaille fahren ließ und unwillkürlich in die Kniee sank.

Dieser Ruf lähmte plötzlich jede Kraft; Alle standen wie vom Blitz getroffen, kein Laut wurde vernommen. Sturm und Strömung trieben uns unaufhaltsam der Brandung entgegen, die von Secunde zu Secunde heller auftauchte, sich immer weiter ausdehnte und uns zuletzt fast ganz einschloß. Rath- und hülflos, fast blödsinnig starrten sich die Leute einander an, es war Niemand da, dessen schallendes Commandowort Leben und Bewegung in diese todte Masse zu bringen verstand. Einmal versuchten es der Bootsmann und ich, mit Hülfe aller Hände, die Wendung des Schiffes zu versuchen; eine Zeit lang arbeiteten sie mit großem Eifer; als aber die Brandung auch vom Spiegel des Schiffes aus sichtbar wurde, entsank ihnen der Muth und die Arme fielen schlaff herab.

Alles war nun rettungslos verloren und alle Wuth kehrte sich gegen den Kapitän. Sie warfen sich über ihn her, er ward vollständig zerrissen und auf das Jammervollste verstümmelt in die See gestürzt. Sein letztes Wimmern war herzzerschneidend; es durchfuhr jede Brust wie glühendes Eisen.

Der junge Franzose hatte diesen Mord mit übereinander geschlagenen Armen betrachtet und sagte vor sich hin: Du bist gerächt, meine Schwester! dann aber wandte er sich an die Mannschaft und rief ihr zu: Wenn Ihr das Schiff erhaltet, so daß wir irgendwo landen können, zahle ich Jedem von Euch tausend Dollars; die Hälfte sollt Ihr gleich empfangen!

Er fand taube Ohren. Was fragten die Matrosen, die so eben ihren Kapitän ermordet hatten, nach tausend Dollars? Brächten sie das Schiff wohlbehalten nach einem englischen Hafen, so fände sich dort auch ein Kriegsschiff mit einem Kriegsgericht und eine Schlinge an der Fockraa. Das lief ihnen durch den Sinn und um es zu vergessen, brachen sie die Fässer auf, um sich

mit Branntwein zu betäuben. Der junge Franzose aber, der rathlos auf dem Verdeck hin und her irrte, ward von einer heftigen Sturzsee ergriffen und über Bord gerissen.

Gott, die unglücklichen Eltern! rief ich aus und eilte nach der Passagierkajüte. Da lagen die beiden Alten am Boden ausgestreckt und waren zum Tode erschöpft; zwischen ihnen aber kniete die schöne Tochter, bleich und unbeweglich, wie eine Marmorfigur anzuschauen; sie war selbst hülflos und bemühte sich vergebens, den Eltern Hülfe zu bringen.

Als sie mich erblickte, sprang sie auf; aber die Erschütterung des Schiffes war so heftig, daß ich zu ihrer Unterstützung herbeikam. Wo ist mein Bruder? stammelte sie.

Als ich nicht antwortete, wurde sie bleicher als zuvor; sie klammerte sich fest an mich an und schrie: Er ist todt! Sage mir, Mann, daß er todt ist, und daß jener Bösewicht ihn gemordet hat.

Als ich dies hörte, hielt ich mich verbunden, die Wahrheit zu sprechen, und sagte, daß ihn die See über Bord gerissen habe. Die Alten, obgleich sie unbeweglich lagen, hatten doch Alles verstanden, und ich vernahm ein herzzerschneidendes Wimmern.

Mein Bruder! rief das Mädchen und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen hervor. In diesem Augenblick holte das Schiff stark über; vom Verdeck her vernahm man ein verworrenes Rufen; ein entsetzlicher Stoß, der Alles zu Boden riß, traf den Bug; die gewaltigen Sturzseen warfen sich über das Schiff hin; sie rissen die Kajütspforten auseinander und in einem Augenblick stand die Kajüte unter Wasser.

Oben dachte ich mir Alles besser und das halbtodte Mädchen im Arm, begann ich die Kajütstreppe hinaufzuklettern, stets von den stark einströmenden Wassern wieder zurückgeworfen.

Endlich war ich oben. Ich schwankte mit meiner Last, die ohnmächtig in meinen Armen hing, nach dem Gangspill zu, aber

ehe ich es noch erreichen konnte, ward es von den Wellen weggerissen. Alles, was aus dem Verdecke hervorragte, war, die drei kahlen Maste abgerechnet, fortgewaschen und die Schaluppe, wie das Jollboot, von der Brandung zertrümmert. Nur die Barkasse war übrig geblieben; mit mehr als menschlicher Kraft hatten die Leute sie über Bord gebracht und dieselbe bestiegen; sie arbeiteten mit großer Anstrengung, um von dem Schiffe loszukommen. Der Bootsmann gewahrte mich und rief mir zu, ich sollte eilen, er würde uns mitnehmen. Ich that, was ich konnte, gelangte aber nur langsam vorwärts. Die junge Dame, in der frischen Luft aus ihrer Betäubung erwacht, hatte die Aufforderung gehört, sie schlang die Arme fest um meinen Nacken, als ob sie mich zurückhalten wollte, und wimmerte: Nein! Nein!

Wir müssen, sagte ich. Wenn wir uns retten wollen, ist keine Minute zu verlieren.

So geh! rief sie. Ich aber bleibe bei den Eltern. Sie bog sich zurück und ihre Arme fielen schlaff herab.

Hollah, Robert! scholl es vom Boot her.

Noch einmal suchte ich sie mit mir fortzuführen, aber vergebens; sie widerstand mir lebhaft und ergriff meine Hand: Führe mich wieder zu den Eltern! rief sie mit dem Tone der Verzweiflung und ich will Alles für Dich thun, was Du nur forderst.

Zum Teufel mit Robert! tönte es abermals vom Boot her, und dies entfernte sich vom Schiffe. Bald war es von dem Dunkel der Nacht verschlungen, und nur die Brandung breitete sich wie ein weißes Leichentuch über unser Wrack hin. Der große Mast schwankte, das Bugspriet war gebrochen, der Kiel löste sich ab und die Salzfluth stürzte von allen Seiten ungehindert in das Schiff.

Zum Vater! Zur Mutter! wimmerte sie.

Nun, so kommt! sagte ich. Ich habe Euch Euren Willen gethan und meine Rettung um Euretwillen aufgegeben. Laßt es

aber gut sein, es ist einerlei, ob ich hier ertrinke, oder dort. Haltet mich nur fest, sonst seid Ihr verloren.

Auf Händen und Füßen kriechend kamen wir allmählig der Kajüte näher, aber diese war bereits so voll Wasser, daß man nicht mehr in dieselbe gelangen konnte. Nie erblickte ich ein betrübenderes Schauspiel, als wie nun die Wellen den Leichnam des alten Mannes faßten und nach dem Eingange der Kajüte schleuderten. Die Tochter gewahrte ihn und stieß ein furchtbares Angstgeschrei aus: Meine Eltern! dann schloß sie die Augen und lag regungslos neben mir.

Als der Tag anbrach, bot sich mir ein trauriger Anblick dar. Der Himmel war klar, aber einzelne Wolken flogen noch immer mit der Schnelligkeit des Sturmes vorüber. Rings umher starrten hohe Klippen aus dem Wasser, und darüber hin rauschte die Brandung der unfernen Küste zu. Der Wind ließ nach und gewährte uns eine kurze Ruhe. Einige Sonnenblicke fielen herab und thaten dem armen Mädchen wohl, das die Augen öffnete, wie nach einem schweren Traume. Rings umher trieb allerlei Schiffsgut, Balken, Bretter und Rundhölzer auf der Fluth, und wenn es gegen das Schiff geschleudert wurde, zitterte dies von oben nach unten. Jeder Augenblick konnte es zerreißen.

Ich mußte für uns sorgen. Einiges Tauwerk hatte ich gefunden, damit band ich sie an die Trümmer des großen Mastes, damit die See sie nicht wegwaschen könne, wenn sie allein blieb. Nun tauchte ich in die Kajüte hinab, um, nach ihrem Wunsche, die Leichen ihrer Eltern zu bergen. Es gelang mir, sie auf das Verdeck zu bringen; ich befestigte sie dort wohl und tauchte dann auf's Neue hinab, um zu sehen, ob ich nicht irgendwo einige Lebensmittel fände. Auch dies gelang. Sie wies mich zurück, aber ich zwang sie, etwas Zwieback zu genießen, den ich mit feurigem spanischen Weine erweichte. Als sie meinen Willen befolgt hatte und ich ihr sagte, es sei leicht möglich, daß uns ein Fischer

entdecke, gab sie zur Antwort, nur mit den Leichen ihrer Eltern oder nie werde sie die Trümmer des Schiffes verlassen.

Acht und vierzig Stunden verharrten wir in dieser traurigen Lage. Die See beruhigte sich mit jeder Stunde mehr, die Brandung trat zurück, das Wrack stieg immer höher aus dem Wasser, aber es war zugleich hinfälliger geworden und drohte zusammenzustürzen. Meine Unglücksgefährtin war mehr todt als lebendig; sie sprach nicht mehr. Selbst als ich ihr die freudige Nachricht brachte, daß sich ein Fischerboot nahe, schlug sie kaum die Augen auf und flüsterte nur: Mit den Eltern!

Ich war indessen, sobald die Kajüte wieder zugänglich geworden, nicht müßig gewesen und fand dort ein eisernes Kistchen mit Papieren und einen Beutel mit Goldstücken, welche Gegenstände ich für die Dame sogleich in Beschlag nahm. Auch Kleidungsstücke fand ich, zwar durchnäßt, aber uns in unserm Zustande sehr willkommen.

Das Boot kam und bald war ich mit den Fischern einig. Sie brachten uns nach einer nahen Hafenstadt, wo sich ein französischer Consul befand. Ich erzählte diesem Alles und übergab ihm dann die Papiere, nebst dem größten Theil des Goldes Weniges nur behielt ich für mich, um mein Leben zu fristen. Dieser Herr, der den Namen der Dame aus den Papieren ersehen hatte und ihre Familie wohl kannte, sorgte für Alles; er nahm die junge Dame in sein Haus und ordnete die Beerdigung der alten Leute an. Nach unserer Barkasse wurde geforscht; sie war nicht an das Land gekommen; wir waren die einzigen Geretteten.

Nach acht Tagen schickte der Consul nach mir. Ich kam und fand die junge Dame blaß und angegriffen auf einem Ruhebette.

Robert, sagte sie mit matter Stimme, ohne Sie hätten meine Eltern kein Grab in kühler Erde erhalten; ohne Sie .... Ihre Belohnung ....

Mit nichten, meine schöne Dame, Ihr seid mir nichts, gar nichts schuldig, und da ich Euch jetzt in guten Händen weiß, so will ich Euch verlassen und für mein weiteres Unterkommen Sorge tragen.

Sie ging langsam hinaus, gefolgt von dem Konsul, der mir zurief, ich möchte auf ihn warten, er wolle mir noch Vieles sagen. Ach, ich wollte nichts hören, sondern eilte, fortzukommen und begab mich nach dem Hafen, voll des Vorsatzes, sobald als möglich diesen Ort zu verlassen. Mittelst der Goldstücke, die ich mir mit gutem Gewissen angeeignet hatte, schaffte ich mir bald eine neue Equipirung und erfuhr während des Einkaufens, daß am andern Morgen ein Schiff nach Hamburg absegeln sollte. Ich eilte zu dem Kapitän und da die Besatzung seines Schiffes vollzählig war, erhielt ich die Zusage von ihm, daß er mich für ein Geringes als Zwischendeckspassagier mitnahm. Er erhielt mein vorletztes Goldstück, und als ich ein paar Tage in Hamburg gewesen war und einen Dienst fand, hatte ich nur noch wenige Schillinge in der Tasche.

Ich hörte nie wieder etwas von der jungen Dame, aber jetzt noch, nach vierzig Jahren, nach so vielen Kämpfen und Schicksalen, steht ihr Bild so klar und rein vor mir, wie es in jenen verhängnißvollen Tagen vor mir stand.

Tigerjagd.

Die gefährlichste Jagd ist die des Tigers. Seine Grausamkeit ist zum Sprichwort geworden; seine blutrothe, stachlichte Zunge, die ihm fast beständig aus dem dampfenden Rachen heraushängt und

Aufbruch zur Tigerjagd.

seine wilden Geberden geben ihm ein wahrhaft fürchterliches Aussehen. Alle vierfüßigen Thiere, das Nashorn ausgenommen, fürchten sich vor ihm, denn er tödtet, was er nur überwältigen kann, aus bloßer Mordgier. Nur selten verzehrt er das Fleisch der getödteten Thiere; gewöhnlich saugt er nur ihr Blut und frißt ihnen das Gehirn aus. Sein Vaterland sind die heißen Gegenden von Asien, namentlich Bengalen in Ostindien, wo er eine außerordentliche Größe und Stärke erreicht. Wo der Mensch seinen Wohnsitz aufschlägt, ist er darauf bedacht, den Tiger wegen seiner Gefährlichkeit zu vertilgen und macht auch Jagd auf ihn, um seines kostbaren Felles habhaft zu werden.

Bei der Jagd auf den Tiger leistet der Elephant durch seinen Muth, seine Stärke und Klugheit die wichtigsten Dienste. Er ist nicht allein eifrig bemüht, des Tigers Spur aufzusuchen, sondern verfolgt ihn auch muthig durch Gebüsch und Feld, durch Bäche und Flüsse, während die auf dem Rücken des Elephanten befindlichen Jäger die mörderische Kugel mit sicherer Hand dem gemeinschaftlichen Feinde nachsenden. Doch nicht immer ist eine solche Tigerjagd von so glücklichem Erfolge, es ereignet sich dabei mancher Unglücksfall und lassen wir hier die Erzählung eines Jagdabenteuers folgen, welches sich in Ostindien zugetragen hat.

Eine Gesellschaft Europäer, die in den ostindischen Colonien lebten, gingen oder ritten vielmehr einst auf ihren Elephanten auf die Tigerjagd. Nicht weit waren die Elephanten, die in einer Linie gingen, durch das hohe Gras dahin geschritten, als sich auch sogleich ein ungeheurer Tiger zeigte, welcher sich beim Anblick seiner Feinde augenblicklich zum Angriffe bereit machte. Unglücklicherweise nahm er seine Richtung nach einem jungen Elephanten, der sich zwar schon bei mancher Gelegenheit tapfer benommen hatte, aber doch immer noch nicht hinlängliche Erfahrung besaß. Kaum setzte daher der Tiger zum Sprunge an, so kehrte der Elephant um und nahm, trotz aller Anstrengungen und

Kenntnisse seines Führers, die Flucht. Der Tiger sprang ihm in ungeheuern Sätzen nach, auf den Rücken des Elephanten und ergriff den Jäger, der hier in dem Sessel saß, beim Beine, sprang mit ihm herab, schleuderte ihn auf seinen Rücken und jagte mit ihm fort hinein in das hohe Gras. Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke, und noch ehe sich die übrigen Jäger besinnen konnten, was zu thun sei, war der Tiger mit ihrem unglücklichen Gefährten verschwunden. Es blieb ihnen nun nichts anderes übrig, als der Blutspur, welche der Tiger, oder vielmehr dessen unglückliches Opfer, im Grase zurückgelassen hatte, zu folgen, um wenigstens die Leiche ihres Freundes vor der Gefräßigkeit des Ungeheuers zu retten. Sie trieben daher alle ihre Elephanten nach der Richtung zu, welche der Tiger genommen hatte; aber die Blutspur wurde immer geringer und geringer, und schon wollten sie die Hoffnung, den Leichnam zu finden, aufgeben, als sie auf einmal die Erde stark mit Blut getränkt sahen und in geringer Entfernung davon den Tiger todt neben dem ohnmächtigen Jäger erblickten. Das zerfleischte Bein hielt das Ungeheuer noch immer in seinem Rachen, und derselbe war so krampfhaft geschlossen, daß man den Kopf förmlich zerschneiden mußte, um den Gefährten aus seiner fürchterlichen Lage zu befreien. So wunderbar dieses Ereigniß Allen erschien, so war doch jetzt keine Zeit, den ohnmächtigen Jäger über die näheren Umstände desselben zu befragen. Man mußte vielmehr eilen, ihn nach Hause zu bringen und der Pflege eines geschickten Wundarztes zu übergeben. Nachdem er sich aber völlig erholt hatte, erfuhren seine Freunde von ihm Folgendes: Beim Herunterfallen auf den Boden vom Rücken des Elephanten war er ohnmächtig geworden, wozu der große Schreck, den er dabei empfinden mußte, nicht wenig beigetragen haben mochte. Als er aus der tiefen Betäubung erwachte, gewahrte er sich zu seinem Entsetzen auf dem Rücken des Tigers, der mitten durch dornige Gebüsche mit ihm dahin setzte, wobei

seine Glieder nicht wenig von den Dornen zerkratzt und zerrissen wurden. Schon gab er alle Hoffnung auf Rettung verloren, als ihm auf einmal der Gedanke durch die Seele fuhr, daß er Pistolen bei sich habe. Er zog also eine derselben aus seinem Gürtel und drückte sie ab; allein er traf den Tiger nicht tödtlich. Dieser drückte aus Schmerz und Wuth die mörderischen Zähne noch immer tiefer in das verwundete Bein und jagte nur um so schneller durch das hohe Gras dahin. Wie dem Armen dabei zu Muthe gewesen sein mußte, davon, meine jungen Leser, werdet ihr euch kaum eine Vorstellung machen können. Er ward auf's Neue ohnmächtig, allein er ermannte sich auch bald wieder, zog die andere Pistole und war damit so glücklich, das Herz des Tigers zu treffen. Noch einige entsetzliche Sprünge machte das Thier im Todeskampf und stürzte dann zusammen. Doch schloß sich sein Rachen im furchtbaren Krampfe, und alle Bemühungen des Jägers, sein verwundetes Bein aus demselben zu befreien, waren vergeblich. Der große Blutverlust und die unsäglichen Schmerzen, die er dabei erdulden mußte, zogen abermals eine tiefe Betäubung nach sich und so ward er von seinen Gefährten gefunden. Durch die Geschicklichkeit des Wundarztes ward der kühne Jäger, der nur seiner Besonnenheit und Geistesgegenwart das Leben zu verdanken hatte, in der Folge völlig wieder hergestellt.

Die Indianer schießen den Tiger meistens mit vergifteten Pfeilen, oder sie lauern ihm auf, wo er sich gewöhnlich aufhält. In dieser Nähe findet man nun häufig ein gemordetes Thier, dem der Tiger das Blut ausgesogen hat und dessen Körper er sich erst später holt, um ihn nach seinem Lager zu schleppen. Man setzt dann zu diesem todten Körper eine Schaale mit vergiftetem Wasser und wenn der durstige Tiger hierher kommt, holt er sich gewöhnlich den Tod bei der Stillung seines Durstes. Man fängt ihn aber auch lebendig in tiefen Gruben mit Fallthüren, auf welche man eine Lockspeise legt. Die Engländer, welche bekanntlich sehr

große Besitzungen in Ostindien haben, setzen hohe Belohnungen für den aus, welcher einen Tiger erlegt, da ein einziges solches Thier durch seine mörderischen Räubereien oft ganze Strecken Landes unsicher macht.

Das Nebelgespenst.

Ein Bild aus dem Seeleben.

In einem Kaffeehause von London hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, dessen an Schicksalen und abenteuerlichen Begebenheiten reiches Leben wohl beschrieben zu werden verdiente. Ich fühlte mich vom ersten Augenblick an zu dem Fremden hingezogen: die Seeuniform und sein sonneverbranntes Gesicht ließen vermuthen, daß er unter fremden Himmelsstrichen gelebt habe. Gewöhnlich speisten wir an demselben Tisch; allein selten kamen wir in ein gegenseitiges Gespräch. Ein zufälliger Umstand brachte uns mit einem Male näher. Eine Unpäßlichkeit hielt mich einige Zeit auf das Zimmer gebannt, und als ich das Kaffeehaus wieder besuchte, fand ich meinen Freund auf seinem gewöhnlichen Platz. Er grüßte mich mit ungemein wohlwollendem Lächeln und sagte: Sie waren lange nicht mehr hier, und ich fürchte, vielleicht krank; Ihrem blassen Aussehen nach zu schließen, leiden Sie vielleicht noch? — Nachdem die Scheidewand der Zurückhaltung, die zwischen uns bestand, einmal beseitigt war, so wurden wir bald vertraut, und je mehr ich meinen neuen Freund kennen lernte, desto mehr mußte ich die vorzüglichen Eigenschaften seines Kopfes und Herzens schätzen. Eines Tages lud er mich ein, mit ihm eine Wasserfahrt nach Greenwich zu machen, und wir hatten bald dieses

herrliche Hospital, das mehr als zweitausend dienstuntauglich gewordenen Seemännern als Zufluchtsort dient, erreicht. Kaum hatten wir den Hof betreten, als ich bemerkte, daß die Augen meines Freundes unruhig nach Jemand umher blickten. Endlich eilte er hastigen Schrittes auf einen alten Matrosen mit schneeweißen Haaren und verwittertem Gesichte zu, der auf einer Bank saß und sich an der Sonne wärmte. In dem Augenblick, wo der alte Mann den Kapitän erkannte, stand er auf und legte die Hand an seinen Hut. Nun, mein alter Schiffskamerad, sagte der Kapitän, Du scheinst hier ruhig vor Anker zu liegen, und hast nach den Stürmen des Lebens in einem sichern und friedlichen Hafen beigelegt? — Dank sei meinem König und Ihnen, Sir, erwiderte der alte Mann mit vergnügtem Lächeln, während er sich wieder auf seiner Bank niedersetzte; ich fahre noch so ziemlich mit gutem Wind und hoffe noch einige Jahre in diesem ruhigen Hafen zu verleben. Heute vor fünf und zwanzig Jahren, fuhr er mit einem bedeutsamen Winke fort, dachten wir schwerlich diesen Tag zu erleben, oder einen so sichern Port zu finden; und der Gedanke, daß ich noch mit so gutem Winde segle und hier in diesem guten Hafen vor Anker liege, um auszuruhen von allen Sorgen und Mühseligkeiten, Sir, ist mehr, als ich je erwartet hätte. Nehmen Sie es nicht übel, Sir, daß ich so gerade herausspreche; aber daß ich Sie heute gerade wieder sehe, weckt in mir manche alte Erinnerung auf. — Ja, ja, Tomkins, sagte der Kapitän, heute vor fünf und zwanzig Jahren war ein schrecklicher Tag, und ich hätte keinen Heller für unser beider Leben gegeben; doch Muth und Ausdauer werden mancher Gefahr Herr, wie auch das Gespenst erfuhr, das durchaus mit uns Brüderschaft machen wollte. Tomkins nickte zur Antwort bedeutungsvoll; und nachdem mein Freund mit dem alten Seemann einige Worte leise gesprochen hatte, drückte er ihm einiges Geld in die Hand und wir entfernten uns.

Auf dem Rückwege erzählte mir mein Freund, daß Tomkins viele Jahre stets wacker und treu unter ihm gedient, und daß er ihm sein Leben zu verdanken habe. Diese Erzählung erregte in mir den Wunsch, mehr von seiner Geschichte zu hören, und ich bat meinen Freund um nähere Mittheilungen darüber. Es ist allerdings eine wunderbare Geschichte, von der ich nie gesprochen habe, erwiederte der Kapitän mit einem nachdenklichen Blick; allein Ihnen, mein junger Freund, will ich vertrauen, was noch nicht über meine Lippen kam.

Es sind jetzt fünf und zwanzig Jahre her, daß ich als Lieutenant am Bord der Minerva diente. Unser Schiff sollte einigen Handelsschiffen, die nach Canton unter Segel waren, das Geleit geben, und wir hatten die Absicht, sobald sie dort ihre Ladung eingenommen, mit ihnen auf demselben Wege zurückzukehren. Die Jahreszeit war schon etwas vorgerückt und wir durften uns auf viele Gefahren gefaßt machen. Der Kapitän der Minerva war von einem finstern und entschlossenen Character und so starrsinnig, daß er nie von Jemand einen Rath annahm. Geiz war dabei seine herrschende Leidenschaft, und das Schiffsvolk hatte daher oft große Entbehrungen zu dulden, da er sich nie für eine Reise mit hinlänglichen Lebensmitteln versah, in dem Vertrauen, wenn sie ihm ausgingen, von den Handelsschiffen den nöthigen Bedarf erhalten zu können, ohne daß er bedachte, in welche furchtbare Lage wir gerathen konnten, wenn ein Zufall uns von ihnen trennte. Als wir vor Java vor Anker lagen, hielt ich es für meine Pflicht, den Kapitän vor der Möglichkeit dieses Unglückes zu warnen; allein er antwortete, ich hätte mich nicht in Sachen zu mischen, die mich nichts angingen und durchaus jede anmaßliche Vorstellung dieser Art zu unterlassen, wenn ich nicht der gebührenden Strafe verfallen wolle. Ich schwieg also, und obgleich wir die fruchtbare Küste von Java vor Augen hatten, so wagte doch Niemand, sich der Insel zu nähern. Endlich gingen wir wieder unter Segel

und schlugen die gefahrvollen Straßen zwischen Sumatra und Malacca ein. Hier war es aber auch, wo unser Kapitän seinen Muth und seine Geschicklichkeit im vortheilhaftesten Lichte zeigte. Mit der größten Gewandtheit führte er uns durch die zahlreichen Felsen und Sandbänke, von denen wir umgeben waren, während die Handelsschiffe unserem Laufe folgten. Glücklich hatten wir den gefährlichen Sund zurückgelegt, aber kaum die hohe See erreicht, als ein furchtbarer Sturm ausbrach, der die ganze Nacht hindurch wüthete. Unser Schiff, obgleich gut und stark gebaut, erlitt dennoch einige Beschädigungen, die jedoch glücklicher Weise von keiner Bedeutung waren. Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als wir bei Tagesanbruch fanden, daß alle Handelsschiffe verschwunden waren. Nicht ein Segel war zu sehen. Zum ersten Male sah man den Kapitän beunruhigt und verlegen. Jedermann an Bord wußte, daß der Kutter nur noch für einige Tage Lebensmittel vorräthig hatte; das Unglück, das ich vorausgesehen, war eingetroffen, und einstimmig verlangte die Schiffsmannschaft, umzukehren und im ersten Hafen Lebensmittel einzunehmen. Eine solche Anforderung brachte den Kapitän wieder zu sich selbst. Eine düstere Wolke lagerte sich auf seinem Gesicht, und mit einer Donnerstimme schrie er: „Still! — Jedermann still und kein Wort mehr! — Den Ersten, der noch zu murren wagt, lasse ich an der nächsten besten Segelstange aufknüpfen. Ich kenne meine Pflicht; ich habe hier zu befehlen, und meinem Befehle muß gehorcht werden und sollte darüber Alles zu Grunde gehen.“ Niemand hatte den Muth, zu antworten und ich selbst konnte mich über eine so kühne Sprache nur verwundern.

Einige Tage fuhren wir fort im östlichen Ocean zu kreuzen, ohne auch nur auf ein einziges Segel zu treffen, und entfernten uns so immer mehr von der Küste.. Die täglichen Rationen wurden am Ende so sehr vermindert, daß die Schiffsmannschaft aus Erschöpfung nicht mehr den Dienst verrichten konnte. Ich be-

merkte an dem Kapitän, daß er äußerst reizbar geworden war; auf seinem Gesichte wechselte oft eine heiße Fieberröthe mit Todesblässe. Seine Befehle, die er früher mit gemessener Bestimmtheit gegeben hatte, ertheilte er jetzt mit Ungestüm und Heftigkeit, und wenn nicht augenblicklich gehorcht wurde, strafte er die Mannschaft mit äußerster Strenge. Unter Anderm war Tomkins wegen eines unbedeutenden Versehens unbarmherzig gezüchtigt worden; allein da ich ihm vorstellte, die Strenge des Kapitäns sei nur die Wirkung des Fiebers, so dachte er nicht weiter daran. An demselben Tage noch starb der Kapitän. Sein Leib war der erste auf dem Schiffe, der den Fischen zur Speise werden mußte; allein noch Viele waren bestimmt, ihm zu folgen.

Nach dem Tode des Kapitäns übernahm ich das Kommando, und da ich es für wahrscheinlich hielt, daß die zerstreuten Schiffe der Küste von Sumatra zugetrieben worden seien, so beschloß ich, unsern Lauf dahin zu richten, und dieser Entschluß erhielt den Beifall des ganzen Schiffsvolkes. Allein wir waren durch Hunger so entkräftet, daß die Möglichkeit, die Küste zu erreichen, immer unwahrscheinlicher wurde und ein Gefühl der Verzweiflung sich Aller bemächtigte. Aller Sparsamkeit und Vorsicht bei Vertheilung des geringen Vorrathes ungeachtet fanden wir zu unserm größten Schrecken, daß wir höchstens noch für einen Tag Lebensmittel an Bord hatten; und selbst bei dem günstigsten Winde durften wir nicht hoffen, die nächste Küste vor fünf oder sechs Tagen zu erreichen. Mit schwerem Herzen beobachtete ich den Lauf des Schiffes, das bei einem leisen Winde langsam über das Meer hinglitt. Die Hitze wurde jetzt erstickend. Ich war der Einzige, der sich noch auf dem Verdecke befand. Als das Zwielicht hereinbrach, näherte Tomkins sich mir mit geheimnißvollem Gesicht, und sagte leise flüsternd: Lieutenant, es geht schlecht mit uns; die Minerva wird in kurzer Zeit in die offene See hinausgetrieben werden. Haben Sie die erstickende Hitze bemerkt?

Sehen Sie, wie die Segel zusammenfallen! Alle Hoffnung ist dahin, es wird eine völlige Windstille eintreten und viele Tage anhalten. — Tomkins, erwiederte ich, schon gestern hast Du stilles Wetter prophezeit; es mag sein; aber sollte es uns nicht glücken, einen Fisch oder Seevogel zu fangen? Vielleicht stoßen wir auch auf ein Schiff, das uns aus der Noth hilft. — Sir, entgegnete Tomkins mit trübem Blick, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich frei von der Brust weg spreche. Ich bin nicht der Mann, der über Mangel an Vorrath murren sollte. Glauben Sie, daß eine leere Speisekammer mich entmuthigen könnte? Nein, nein, der alte Tomkins hat dergleichen Entbehrungen schon allzuoft ausgestanden, als daß ihn so Etwas niederschlagen sollte. Aber, fuhr er fort, es ist ein Gespenst an Bord gekommen, das allezeit der Vorbote sichern Verderbens ist. Sehen Sie nichts, Sir? — Bemerken Sie nichts auf dem Verdecke, was nicht darauf gehört? St! — Es bewegt sich! — Und nun sah ich, daß der Abendnebel, seltsam geformt, sich auf einer Stelle des Verdeckes zusammengezogen hatte. Wie, Tomkins, sagte ich etwas spöttisch, hast Du keinen andern Grund für Deine Befürchtungen, als die Phantome des Abendnebels? Als alter Seemann solltest Du doch wohl wissen, daß so Etwas häufig vorkommt, ohne eben eine böse Vorbedeutung zu sein. — Ei freilich, murmelte der alte Matrose in sich hinein, müßte da nicht jeder Kajütenjunge mir unter die Nase lachen, wenn ich so etwas nicht wüßte? Aber es ist ein Unterschied zwischen Nebel und Nebel, und ein Nebel auf diesem Meer und in einer solchen Gestalt ist etwas ganz Anderes, als ein gewöhnlicher Abendnebel. Haben Sie nie von dem Seegespenst gehört, Lieutenant? — Ich schüttelte den Kopf. — Gut, fuhr er fort, ich will Ihnen sagen, was ich über dieses Gespenst von alten Seeleuten gehört habe, die auf diesem Meere gewesen sind. Ueber die Winde und Mundvorräthe hat dies Gespenst keine Gewalt, sondern nur über die Mannschaft. Es nimmt seinen

Platz am Steuerruder und führt das Schiff wohin es will. Ein solches Gespenst scheint mit jedem Augenblicke zu wachsen und entfernt sich Anfangs nur einige Schritte vom Steuer, worauf es wieder dahin zurückkehrt, und mit jedem Schritte vorwärts weiht es ein neues Opfer dem Tode; hat es aber das andere Ende des Schiffes erreicht, so ist Alles verloren, und das Gespenst führt das Schiff auf einen Felsen oder versenkt es in die Tiefe.

Die Geschichte des alten Tomkins kam mir so abgeschmackt vor, daß ich ohne die traurige Lage, in der wir uns befanden, herzlich darüber gelacht haben würde. Tomkins, sagte ich, indem ich mich nach der Kajüte begab, ich habe keine Furcht vor Deinem Gespenst; es bedrohen uns so viel wirkliche Uebel, ohne daß es nöthig wäre, uns noch mit einem alten Märchen zu ängstigen. — Wir werden schon nach und nach mehr davon zu sehen kriegen, brummte der alte Seemann, als ich ihn verließ.

Mangel an Nahrung und die Anstrengung des Wachens auf dem Verdeck hatten mich so sehr erschöpft, daß ich bald in tiefen Schlaf versank. Gegen Mitternacht wurde ich durch ein furchtbares Getümmel auf dem Verdeck aufgeweckt; — ich hörte ein wildes Geschrei, Schwertgeklirr und Pistolenschüsse. Ich stürzte nach der Thüre, und fand zu meiner höchsten Bestürzung, daß sie verschlossen war. Es ist Meuterei, war mein erster Gedanke. Ich rief den Hochbootsmann, den Steuermann, den alten Tomkins, Niemand gab mir eine Antwort. Ich lief an's Kajütenfenster und horchte: der Tumult schien auf der Fallreepstreppe zu sein. Ich schoß mein Pistol ab, allein Niemand schien sich um mich zu kümmern. Es dauerte nahe an eine Stunde, bevor das Getümmel sich legte. Da hörte ich den Hochbootsmann rufen: Ergebt euch, Schurken, oder so wahr Gott lebt, ihr Teufelsbrut, ich schieße in die Pulverkammer und sprenge uns insgesammt in die Luft. Diese Drohung schien zu wirken, denn gleich darauf hörte ich den Bootsmann sagen: Ha, so recht mein alter Junge, und nun will

ich euch binden, daß euch das Blut aus den Fingernägeln spritzen soll. Und nun, Tomkins, fügte er hinzu, kannst du gehen und den Lieutenant loslassen, den sie eingesperrt haben.

Einige Augenblicke darnach flog die Kajütenthüre auf und der alte Tomkins trat herein; er meldete mir, daß die Schiffsmannschaft die Vorrathskammer erbrochen und Alles, was sich noch dort fand, weggenommen habe; einige von ihnen hätten sich sodann verabredet, die Kajütenthüre zu versperren und das Schiff seinem Schicksale zu überlassen. Die geplünderten Lebensmittel hatten sie auf das Verdeck gebracht, wo sie es jedoch ganz anders fanden, als sie erwartet hatten. Ein Theil der Schiffsmannschaft, der an dieser Meuterei nicht Theil nehmen wollte, griff sie an, und ein hartnäckiger Kampf erfolgte. In der Zwischenzeit hatten einige von den Aufrührern unvermerkt die Lebensmittel in das Boot geschafft, das sie in das Meer hinabließen und besetzten, worauf ihnen auch diejenigen von ihren Kameraden folgten, denen es noch gelang, sich durch die treu gebliebene Schiffsmannschaft einen Weg zu bahnen. Alle waren so entkommen, bis auf vier der Meuterer, die vor der Kajütenthüre als Wache aufgestellt waren. Ich ließ sogleich Lichter aushängen und den feigen Schurken einige Schüsse nachfeuern, die sie unglücklicher Weise verfehlten, worauf sie bald nachher in der Dunkelheit verschwanden. Auf der Fallreepstreppe fanden wir einige Todte und schwer Verwundete; jene versenkten wir in's Meer, diese verbanden wir. Unsere Lage war jetzt wirklich beklagenswerth geworden.

Als ich mit Tagesanbruch kummervoll auf dem Verdecke stand und in die von keinem Lüftchen bewegte See hinausstarrte, näherte sich mir der alte Tomkins wieder und sagte: Nun, Sir, Sie lachten gestern, als ich sagte, das Nebelgespenst werde der Minerva einen Besuch machen; allein ich sollte denken, Sie werden jetzt den alten Matrosen Tomkins nicht mehr für einen Mann halten, der den Kopf von Altenweibermärchen voll hat. — In

der That sah ich abermals Etwas unbeweglich am Steuerruder stehen, das wie ein großer starker Mann aussah. Ohne Tomkins eine Antwort zu geben, schritt ich rasch auf die sonderbare Erscheinung zu, je mehr ich aber mich ihr näherte, desto undeutlicher und nebelhafter wurde sie. Als ich die Stelle erreichte, wo das Phantom gestanden, war es verschwunden; sobald ich mich aber entfernte, erschien es wieder und nahm die Gestalt eines alten Matrosen in gebückter Stellung an. Sehen Sie, Lieutenant, sagte Tomkins, das Gespenst weiß sich einer guten Beute für den Abend gewiß, weil es so deutlich zu sehen ist. Es wird nun den Befehl im Schiffe übernehmen, und dies vielleicht auf viele Tage hinaus. — Ich wußte nicht, was ich von der Sache denken sollte; da ich aber in die Kajüte hinabgerufen wurde, wo zwei Matrosen auf den Tod verwundet lagen, so schärfte ich Tomkins ein, Niemand etwas davon zu sagen, da sonst keiner von der Schiffsmannschaft mehr an's Steuerruder zu bringen sein würde. Ich fand beide Verwundete in den letzten Zügen. An demselben Tage starben noch vier Matrosen und um Mitternacht befanden sich nur noch zwölf Mann am Bord der Minerva.

Als wir die letzte Leiche in's Meer hinabsenkten, warf ich einen Blick nach dem Steuerruder; das Gespenst war nicht zu sehen. Tomkins, der mir zur Seite stand, flüsterte mir zu, es würde Abends wieder erscheinen und noch deutlicher als bisher zu sehen sein. Als wir den Todten die letzte Ehre erwiesen und meine unglücklichen Leute das Verdeck geräumt hatten, um gegen die erstickende Schwüle Schutz zu suchen, blieb ich, in die traurigsten Gedanken über unsere Lage versunken, noch zurück: nicht der leiseste Hauch der Luft kühlte die glühende Hitze, kein Stern flimmerte weit und breit am Himmelsgewölbe. Unser Schiff schwankte von einer Seite auf die andere, das Steuerruder hatte alle Gewalt über dasselbe verloren. Ich vertheilte, was noch an Lebensmitteln übrig war, und behielt für mich selbst Nichts.

Tomkins war von Allen noch am rüstigsten und unverdrossensten geblieben.

Sobald ich die äußerst schmalen Rationen vertheilt hatte, kehrte ich auf das Verdeck zurück. Hier fand ich meinen Hund Cynthio, der meiner kaum ansichtig wurde, als er langsam nach dem Steuerruder hinschlich, unverwandten Auges auf eine Stelle hinblickte und zu heulen anfing. Bekümmerten Herzens rief ich das treue Thier zu mir. Cynthio, sagte ich, du hast viele Jahre deinem Herrn treu gedient und mußt jetzt von seiner Hand den Tod erleiden. Ich kann unmöglich beschreiben, was ich empfand; ich zog mein Pistol und ein tiefes Röcheln folgte dem Schusse; dann war alles wieder still. Der Schuß brachte die ganze Schiffsmannschaft auf das Verdeck. Mit einem tiefen Seufzer übergab ich den Hund den armen Burschen. Bald war eine Mahlzeit daraus bereitet und Alle dankten mir für das Opfer, das ich ihnen gebracht hatte. Als Tomkins wieder auf das Verdeck kam, näherte er sich mir und sagte: Lieutenant, Sie sind ein edelmüthiger Mann und sparen nichts für ihre Leute. — Bis jetzt, erwiederte ich, hatte ich noch keine Gelegenheit dazu; ich habe nichts gethan, was Du nicht auch an meiner Stelle gethan haben würdest, Tomkins, denn ich glaube, Du hast das Herz auf dem rechten Fleck. — Aber ich hätte doch, entgegnete Tomkins, den Hund für eine andere und schlimmere Zeit gespart, die uns noch bevorstehen kann.

Abends berührte mich Jemand an der Schulter, rasch wendete ich mich um — es war Tomkins. Unser Steuermann ist wieder da, sagte er. Sehen Sie nur, wie geschäftig er ist und wie er hin und her streicht. Muth hilft hier nichts; Alle sind ihm verfallen, über deren Köpfe er hinschreitet, und auch auf uns scheint er es schon abgesehen zu haben. Ich blickte nun nach dem Steuerruder hin, und sah das Gespenst viel deutlicher noch als am Morgen. Als ich näher trat, bemerkte ich mit Entsetzen zwei

augenlose Höhlen, und das finstere und runzliche Gesicht war hager und todtenblaß. Mit übereinandergeschlagenen Armen und gemessenen Schritten wandelte es zwischen dem Steuerruder und Maste auf und nieder. Ich faßte Muth, schritt darauf los und rief es an: schweigend setzte es seinen Weg fort und schien mich nicht bemerkt zu haben. Ich zog jetzt meinen Säbel und führte einen Hieb nach dem ungebetenen Gast, allein ich traf blos die Luft und das Gespenst schritt dahin. Du hast Recht, Tomkins, sagte ich zu dem alten Manne gewendet, der Teufel hat sich bei uns einquartiert und es steht nicht in meiner Macht, ihn zu vertreiben. Mit einem haarsträubenden Grauen, wie ich es nie empfunden, ging ich nach dem Vordertheile des Schiffes und ließ das Gespenst seine Wanderung fortsetzen. Der Mond war aufgegangen, der Himmel erglänzte von Gestirnen, Tomkins und ich saßen, in Gedanken verloren, auf dem Verdeck — als sich plötzlich aus der Kammer vor der großen Kajüte ein wilder Gesang vernehmen ließ; die armen Leute wollten sich wahrscheinlich dadurch ermuthigen. Da ich noch immer hoffte, das Gespenst würde verschwinden, so blickte ich unverwandt nach dem Steuerruder, aber zu meinem größten Entsetzen sah ich es noch immer auf- und niederwandeln. Seit Anbruch der Nacht hatte ich alle Arbeiten am Schiff einstellen lassen, da die ausgehungerte Mannschaft kaum noch den Dienst versehen konnte, und alle Anstrengungen von unserer Seite nutzlos blieben. Alles war jetzt unten im Schiff ruhig. Die Ruhe der Verzweiflung, dachte ich, und da Niemand auf das Verdeck kam, um die Abendkühle zu genießen, so stieg ich hinab, um nach der Ursache zu fragen, und fand zu meinem größten Erstaunen sie Alle in einem Zustande von Bewußtlosigkeit. Sie hatten das letzte Fäßchen Rum geleert; das leere Tönnchen stand auf dem Tisch und die Mannschaft lag ohne Lebenszeichen auf dem Boden ausgestreckt. Anfangs glaubte ich, es sei die Berauschung, als ich aber neben dem Fäßchen auch eine leere

Flasche, „Opium" überschrieben, fand, fürchtete ich nicht ohne Grund, daß die Unglücklichen, um sich für die erlittenen Entbehrungen zu trösten, zu diesem betäubenden aber tödtlichen Gifte gegriffen hätten. Schnell rief ich Tomkins und theilte ihm meinen Verdacht mit: wir boten Alles auf, sie wieder zur Besinnung zu bringen, allein vergebens. Ich fürchte, Sir, sagte Tomkins, daß Keiner von diesen armen Jungen wieder zum Leben erwachen wird: merken Sie wohl, das Gespenst geht nicht ohne Ursache über ihre Köpfe hin. Tomkins hatte Recht. Noch in derselben Nacht starben acht von den Unglücklichen unter den furchtbarsten Zuckungen; nur ein Bootsmann und der Kajütenjunge gelangten am folgenden Morgen wieder zum Bewußtsein. Nun erfuhren wir von ihnen, daß sie insgesammt das Opium genommen, um sich aus ihrem qualvollen Zustande zu befreien. Da Beide öfters schon Opium genossen hatten, so ging bei ihnen die tödtliche Wirkung nicht so schnell vor sich; allein endlich erlagen auch sie und Mittags war Alles vorüber.

Von der tiefsten Betrübniß erschüttert, hatten wir den Todten die letzte Ehre erwiesen. Tomkins schien noch immer bei Kräften und guten Muthes, während ich mich, obgleich viel jünger als er, bei der traurigen Verrichtung, als wir die Leichen dem Meere übergaben, kaum noch auf den Beinen halten konnte. Als Alles vorüber war, fühlte ich mich unendlich schwach. Ich warf mich auf dem Verdecke nieder; Alles schien sich mit mir zu drehen, und ich fiel bald in eine ohnmachtähnliche Betäubung. Meine Gedanken schweiften irre durcheinander und ich träumte, ich befinde mich an einer schönen Küste und verschiedene Menschen brächten mir die köstlichsten Früchte. Eine Menge Sclaven kamen heran und trugen in ihren Händen goldene Schalen, aus denen die lieblichsten Gerüche dufteten. Plötzlich erwachte ich aus diesem angenehmen Traum, und als ich die Augen aufschlug, glaubte ich noch immer zu träumen, denn Tomkins stand vor mir und hielt

einige von den Früchten, die ich im Traume gesehen, in der Hand. Ohne weiter zu fragen, nahm ich eine und fühlte mich durch sie außerordentlich erquickt. Wie kommst Du zu diesen Früchten, guter Tomkins? sagte ich endlich. Hast Du sie aus dem Wasser heraufgeholt, so müssen wir ja nahe an der Küste sein. — Heute nicht, erwiederte Tomkins, aber ich holte sie mir schwimmend vom Lande, als wir vor Java lagen. — Es ist nicht möglich, Tomkins, rief ich und sprang unwillig auf. Sicherlich hättest Du nicht diese erquickenden Früchte zurückbehalten, während so viele von Deinen Kameraden aus Mangel an Nahrung verschmachteten! — Bei meiner Seele, erwiederte Tomkins, ich habe allezeit meine Rationen mit ihnen getheilt; jetzt sind die armen Jungen todt, aber nicht vor Hunger, sondern von ihren Wunden und dem Opium. Dann erzählte er mir, wie er mein Gespräch mit dem Kapitän in Betreff der Lebensmittel belauscht, und Nachts, wenn er auf der Wache stand, heimlich nach der Küste geschwommen, dort die Früchte geholt und wieder im Schiff angekommen, ohne daß man ihn vermißte. Er pries sich glücklich, daß ihm jetzt eine Gelegenheit geworden sei, mir seine Dankbarkeit zu beweisen, da ich ihm früher einmal den Nachlaß einer schweren Strafe, mit der ihn der Kapitän bedroht hatte, ausgewirkt. Dann gingen wir in den Kielraum hinab, wo er mir die Stelle zeigte, wo er seine Früchte und einige Kokosnüsse verborgen hatte.

Unser gespenstiger Freund erschien Abends wieder und war geschäftiger als je. Mit raschen Schritten näherte er sich der Bank, auf der wir saßen und streckte gebieterisch die Hand aus. In seinem tief durchfurchten Gesichte lag der Grimm eines Todfeindes. Beim Himmel, mein junger Freund, ich stand schon in manchem Schlachtendonner, ohne das Gefühl des Schreckens zu empfinden, das mich bei dem Anblicke des Gespenstes ergriff. Mein Haar sträubte sich zu Berge und das Blut gerann in meinen Adern, so oft es sich uns näherte. Endlich von Entsetzen

übermannt, zog ich mein Pistol aus dem Gürtel und schoß es auf das Gespenst ab, das dahin schritt, wie es gekommen war. Was hilft es, Sir, sagte Tomkins, als ich in der tiefsten Verzweiflung ihn anblickte, keine Menschenhand kann es verletzen. Auch wir sind ihm zum Opfer bestimmt, und so lange wird es seine Wanderung über das Verdeck fortsetzen. Schreitet es noch einmal an uns vorbei, so sind wir verloren. Es wäre am besten, Sie brächten es zu Papier, wie die Minerva und ihre Mannschaft elend zu Grunde gingen.

Abends zeigte sich das Gespenst abermals am Steuerruder und schritt auf und ab bis gegen Tagesanbruch. Wir hatten eben die letzte Kokosnuß getheilt, als ich zu Tomkins sagte: Ich verdanke Dir mein Leben, und der Dienst, den Du mir erwiesen hast, ist um so größer, als Du wahrscheinlich einige Tage länger leben wirst, als ich und nichts für Dich aufbehalten hast. Laß uns, guter Tomkins, dem Tode beherzt in's Auge sehen als wackere Seemänner, und das Gespenst mit allen seinen Drohungen furchtlos verachten. Mit diesen Worten stieg ich in die Kajüte hinab und schrieb einen Bericht über den Untergang der Minerva und ihrer Mannschaft nieder. Ich war damit fertig und verschloß das Papier in eine Flasche, um es später in die See zu werfen; dann legte ich mich in meine Hängematte, überzeugt, daß mein Ende nicht mehr fern sei, als ich aus meinem unruhigen und fieberhaften Schlummer durch ein Freudengeschrei Tomkins aufgeschreckt wurde, der in die Kajüte stürzte und ausrief: Hurrah, Sir, unsere Errettung ist nahe! Das Gespenst ist verschwunden und die Segel füllen sich mit kräftigem Wind. — Ich eilte auf das Verdeck und fand zu meinem Troste, daß das Nebelgespenst wirklich nicht mehr zu sehen war; allein ich konnte mich über den Verlust meiner Mannschaft eines tiefen Seufzers nicht erwehren, da wir jetzt aus Mangel an Händen den frischen Wind nur wenig benützen und wir langsam unsern Weg fortsetzen konnten.

Muth gefaßt, Lieutenant, sagte Tomkins, wenn uns dieser Wind nicht dem einen oder andern Schiffe zuführt, so kann er ein solches uns zuführen. Das Gespenst hat sich davongemacht und ich bin fest überzeugt, daß uns Hülfe nahe ist. Tomkins fühlte sich von dieser Hoffnung so erstarkt, daß er Abends Lichter aushing und eine Kanone als Nothschuß abfeuerte. Allein als der Morgen dämmerte, war auf der weiten Wasserwüste nirgends ein Segel zu erspähen. Ich ergab mich nun ganz der Verzweiflung, doch Nichts konnte Tomkin's Zuversicht erschüttern. Er kletterte in den Mastkob hinauf, indem er sagte, dort wolle er bleiben, bis er ein Segel gewahre, oder wie ein braver Seemann sterben. Es rührte mich tief und mir selbst überlassen, warf ich mich nun auf dem Verdecke nieder und erwartete die Entscheidung unseres Schicksales. Bald wurde ich durch Tomkin's Ruf: Ein Segel! Ein Segel! Ein Segel vor dem Wind! aus meinen schmerzlich hinbrütenden Gedanken gerissen. Die Freudenbotschaft gab mir augenblicklich Muth und Kraft zurück. Während Tomkins eine Kanone abfeuerte, klomm ich den Mast hinauf und erblickte jetzt nicht ein, sondern zwei, drei und vier Segel. Es waren unsere Kauffahrteischiffe, die wir nach Canton geleiten sollten, und zu meiner größten Freude sah ich sie ihren Lauf auf uns zunehmen.

Bald lag ich in Freundesarmen. Einige alte Matrosen am Bord der Kauffahrer betheuerten uns, die Erscheinung sei das Gespenst eines portugiesischen Korsaren, der vor zweihundert Jahren sich in die Wogen des östlichen Oceans gestürzt habe, und zwar aus Gewissensbissen, weil er seine Mannschaft auf die grausamste Art hatte Hungers sterben lassen. Wir kehrten später nach England zurück. Tomkins machte mit mir noch einige andere Reisen, worauf wir nach Greenwich gingen. Er ist gegenwärtig nahe an neunzig Jahre alt, und wir hatten uns ein ganzes

Jahr nicht gesehen. Heute jährte sich der Tag, wo das Gespenst verschwand, das uns damals so großen Schrecken eingejagt hatte.

Abenteuer in der Tigerhöhle.

Zwei Mexikaner, Albufera und Diego, verließen vor Mitternacht ihre Wohnung. Sie hatten ein großes Wagstück vor, sie wollten einem Tigerpaar im Gebirge seine Jungen stehlen, um sie großzuziehen und in eine Menagerie zu verkaufen. Es war nöthig, so zeitig aufzubrechen und einen Augenblick in der Nacht abzuwarten, wo die beiden alten Tiger sich auf die Jagd begeben würden. Albufera, der die Gelegenheit ausgekundschaftet hatte, alle Wege genau kannte und die Tigerhöhle wußte, führte sie. Jeder hatte einen starken Ledersack und starke, lederne, blechbeschlagene Handschuhe bei sich. Das war für die jungen Tiger, die wahrscheinlich schon grimmig kratzen und beißen konnten. Für den Fall eines Ueberfalls der Alten hatte jeder einen geraden scharfen Degen und eine gute Büchse. So ausgerüstet gingen sie in die Nacht hinein. Diese kühnen Männer wohnten selber im Gebirge; sie waren Jäger und an Gefahren gewöhnt, aber diesmal pochte ihnen doch das Herz lauter als sonst. „Bis an die Beranka — so heißen in Mexiko die tiefen, meist trockenen Felsenrisse, über die man oft auf schwankenden, aus Bast geflochtenen Brücken hinüber geht — bis an die Beranka", sagte Albufera, „können wir noch reden, hernach muß Alles mäuschenstill sein, das Lager der Tiger ist nicht sehr weit von der Beranka unter einem großen Felsblock." — „Wie werden wir es aber gewahr werden", fragte

Diego, „ob die Alten zu Hause sind, oder ob sie aus sind?“ — „Der Mond scheint einen großen Theil der Nacht auf den Eingang der Höhle und wir können von den Felsen der Beranka bis ganz nahe zu ihr herabsteigen. — Der Wind kommt uns entgegen, und ich getraue mir mit dem Ohr auf dem Felsen alles zu hören, was im Tigerlager vor sich geht, ohne daß ich bemerkt werde. Du schleichst mir immer nach, und wenn es Zeit ist, springen wir rasch hinein und jeder greift zu im Umsehen. Das ist die Hauptsache. Wir dürfen uns keine Secunde zu lange aufhalten.“

Als Albufera seinen Gefährten so unterrichtet hatte, kamen sie bei der Beranka an. Der Mond in seiner goldenen Pracht, wie er in den Nächten der heißen Zone strahlt, erleuchtete die ganze ungeheure Schlucht, soweit die Cactus und Palmen, die sie erfüllten, sein Licht auf den Grund hindurchdringen ließen. Ein Wässerchen rauschte in der Tiefe. Jetzt waren sie an der schroffen Felswand des Abgrundes, wo eine hängende Mattenbrücke begann. Zwei lange Seile, durch ein Flechtwerk verbunden, bildeten den halsbrechenden Steg, ein anderes Seil, das höher hing, war das Geländer. Die Brücke lief wie ein langer schwarzer Faden über die Schlucht, die so breit war wie ein mittelmäßiger Fluß.

Die zwei Männer machten Halt, und bevor sie noch hinüber gingen, hörten sie das Tigerpaar, welches dem Gewinsel seiner Jungen mit einem tröstlichen kurzen Gebrüll antwortete und dann entschlossen in den Wald stürzte.

Albufera machte Zeichen mit der Hand, sich platt auf den Boden zu legen und nicht zu sprechen. So lauschten sie etwa zehn Minuten. Dann erhob sich Albufera und versicherte dem Andern, er hätte den Eingang der Höhle deutlich schimmern und die Tiger herauskommen sehen, sie wären alsdann über den Vorsprung des Steines gesprungen, der ihr Lager beschattete, und dem Winde entgegen in den Wald getrottet. Er behauptete, auf dem andern

Ufer der Beranka würde man sie noch hören können, wenn man das Ohr an den Felsenboden legte. Er flog also zuerst und rasch über die Hängebrücke hinüber; sein Gefährte fand ihn dicht vor der Tigerhöhle gelagert und lauschend. Man konnte nicht in die Höhle hineinsehen; eine Berathung zu halten, war nicht mehr möglich; Diego mußte sich ganz auf Albufera verlassen. Es schien ihm wirklich, als ob er von Zeit zu Zeit die Tiger noch hörte; dann wurde alles völlig still und einsam. Sorgfältig beobachtete er Albufera in allen seinen Bewegungen. Er machte seinen Ledersack zurecht, er that es ebenfalls; er zog seine Fanghandschuhe an, er griff sogleich nach den seinigen. Der Augenblick des Wagestücks war gekommen. Sie sprangen beide im Nu von dem Felsenvorsprung und eilten in die Tigerhöhle. Jetzt waren sie darin. Plötzlich aus dem hellen Mondschein dieser Tropengegend in den tiefen Schatten versetzt, sahen sie nichts vor sich, als die dunkle Höhle; ihre Phantasie bildete ihnen aus der Finsterniß das furchtbare Tigerpaar, wie es auf dem Sprunge gegen sie da lag, und die Jungen konnten sie mit ihren Augen nicht entdecken. Albufera tappte im Innern der Höhle umher und entdeckte drei junge Tiger, die er einsackte, nur der vierte entwischte ihm, er fuhr seinem Gefährten zwischen die Beine und auf den Ausgang der Höhle los. Es war die höchste Zeit. Die alten Tiger mußten noch nicht so weit entfernt gewesen sein, als Albufera vermuthet hatte; denn schon erscholl der Wald von ihrem entsetzlichen Gebrüll, schon hörte man das dürre Holz unter ihren Sprüngen erkrachen. Die Jungen schrieen lauter in ihrem ledernen Gefängniß, und mit tödtlicher Schnelle näherte sich die furchtbare Antwort der Alten. Eben wollten die kühnen Jäger mit ihrer Beute entfliehen, als die beiden alten Tiger mit entsetzlichem Gebrüll aus dem Dickicht hervorstürzten. In Todesangst warfen sie sich platt auf die Erde nieder, so daß die Bestien in mächtigem Sprunge über sie hinwegsetzten, um ihre Jungen

in der Höhle aufzusuchen. Da sie nur das eine entkommene kleine Thier vorfanden, wandten sie sich rasch wieder um und waren eben im Begriff, die Jäger zu zerfleischen, als aus dem nahen Gebüsch mehrere Flintenschüsse erschallten und laute Rufe sich vernehmen ließen. Es war ein Trupp vorüberziehender Eingeborner, die durch das Gebrüll aufmerksam gemacht, gerade in dem Augenblicke der furchtbarsten Noth sich rettend nahten. Im nächsten Moment blitzte das Feuer aus den Rohren mehrerer Flinten und mit gräßlichem Geheul wälzte sich die Tigerin auf dem Grunde umher. Jetzt knallten noch vier Schüsse nach und unter Zuckungen verendete das riesige Raubthier. Wüthend sprang jetzt der Tiger aus der Höhle hervor auf die Angreifer zu und hatte im nächsten Augenblick einen davon gepackt. Mit dem Unglücklichen im Rachen, der sich vergeblich bemühte, mit der schrecklich zerfleischten Hand den Dolch zu ergreifen und durch einen Stoß mit demselben in das Herz des Raubthieres sich zu retten, trat jetzt der Tiger auf den offenen Raum, als plötzlich ein Pfeil seine Weichen durchbohrte. Rasend schleuderte er den Mann aus dem Rachen und stürzte in das Gebüsch, aus welchem der Pfeil nach ihm geflogen war. Aber ein fürchterliches Geheul des Tigers und gellendes Angstgeschrei bewies, daß dort ein neues Unglück geschehen war. Doch ein Schuß, der im Gebüsche fiel, zeigte, daß der dort Versteckte noch lebte und seiner Waffe mächtig war. Im nächsten Augenblicke brach der Tiger mit der Spitze einer abgebrochenen Lanze im Halse und mit fünf Pfeilen in den Weichen wieder hervor und stürzte vor der Höhle wenige Schritte von der todten Tigerin mit wahrhaft entsetzlichem Geheul zusammen.

Der Sieg war theuer erkauft. Der Mann, den der Tiger zuerst ergriffen hatte, war todt. Im Gebüsch hatte die Bestie einen Zweiten an der Hüfte gepackt, ihm dieselbe durch einen Schlag mit der Tatze verrenkt und ihn an vielen Stellen schrecklich zer-

Abenteuer in der Tigerhöhle.

fleischt. Doch alles dieses hinderte die Jäger nicht, die Luft von ihrem Triumphgeschrei wiederhallen zu lassen. Man machte sich darüber, den Tigern die Häute abzuziehen und die Zähne auszubrechen. Es war der echte bengalische Tiger, mit weißem Backenbart und dem braunen prächtig schwarzgestreiften Fell. Der männliche Tiger maß von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes volle fünfzehn Fuß und war über fünf Fuß hoch. Die Tigerin war kleiner, aber nicht weniger schön gefärbt. Alle freuten sich über die Jungen, einen Tiger und zwei Tigerkatzen. Sie schienen kaum zwanzig Tage alt zu sein und waren noch ganz unbehilflich; doch sahen sie schon.

Es vergingen unbemerkt mehrere Stunden, bis Tragbahren für den Verwundeten, für den Leichnam, endlich Käfige für die jungen Tiger angefertigt waren, denn die Leute wollten in vollem Siegeszuge nach ihrem Dorfe zurückkehren. Endlich, nachdem die Mittagshitze vorüber war, setzte sich der Zug nach dem Dorfe in Bewegung. Es war Einer vorausgegangen, um dort zu melden, was geschehen war. Deshalb empfing sie schon am Ausgang des Waldes die Bevölkerung des Dorfes und viele Einwohner aus den umliegenden Dörfern und so wurden die glücklichen Jäger im Triumphe zu den Hütten geführt.

Eine Nacht auf einem Holzblock.

Es mag jetzt ungefähr zwölf Jahre her sein, da wurden eines Morgens die ruhigen Bewohner eines kleinen Fischerdorfes an der Nordküste von Irland durch ein ungewöhnliches Ereigniß aus ihrer Ruhe aufgescheucht.

Dieses Ereigniß bildete die wunderbare Rettung eines jungen Mannes vom Schiffbruch. Das unglückliche Schiff, eine Kaufmannsbarke, war in der vorigen Nacht mit Mann und Maus untergegangen, und der junge Mann war der einzige Ueberlebende vom ganzen Schiffsvolk.

Ich selbst, lieber Leser, bin dieser glückliche Ueberlebende, und da ich seit dieser Zeit oft genug im Schlafe alle Schrecknisse dieses Ereignisses wieder und wieder durchgemacht; da ich oft genug schweißtriefend im Bette erwachte, nachdem ich mich abermals der Willkür der Wellen preisgegeben glaubte; nachdem ich oft genug träumend alle Qualen eines Wellentodes durchgekostet; so wirst du es verzeihlich finden, daß ich auch dich mit der Erzählung dieses Ereignisses belästige.

Es war ungefähr 4 Uhr Abends. Der Tag war schön und heiter gewesen, aber der Abend war trübe. Der Himmel hatte sich mit kleinen dunklen Wolken umgeben, hinter denen der Mond sich von Zeit zu Zeit versteckte, um im nächsten Augenblicke wieder zu erscheinen und wieder zu verschwinden. Die See war nicht sehr bewegt; langsam und schwerfällig wälzten sich die großen Wellen des Tiefwassers auf und ab.

Das Schiff, zu dessen Mannschaft ich gehörte, war, wie schon gesagt, eine kleine Barke. Die ganze Bemannung bestand nur aus wenigen Personen, und da die Nacht ziemlich ruhig war, so befand sich Niemand auf dem Verdecke als ich und der Steuermann. Das Bischen Wind in unsern Segeln trieb uns rüstig fort, und da durchaus nichts besonderes meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so streckte ich mich halb sitzend, halb liegend auf ein Taubündel und vertiefte mich in allerhand Träumereien. Wie gewöhnlich war's auch diesmal die Erinnerung an die verlassenen Lieben zu Hause, das sehnsüchtige erwartete Wiedersehen derselben, das meine Gedanken zumeist beschäftigte. Ich war den Meinen muthwillig entlaufen, hatte das Elternhaus verlassen, und mich

zum Schiffsjungen auf einem elenden Kauffahrer erniedrigt. Die Erinnerungen an meinen Leichtsinn beschwerten mein Herz, ich wollte diesem Gedanken entfliehen, und setzte mich auf, um Peter, dem Steuermanne, zuzuhorchen, der sich so eben eine Singlektion ertheilte. Er sang ein ziemlich altes Lied so lange, bis ihm, was sehr oft, besonders in den höhern Lagen geschah, die Stimme versagte. Dann begann er das Lied zu meinem äußersten Mißvergnügen von neuem und machte das Ding so fort bis in's Unendliche.

Plötzlich bemerkten wir, daß das Schiff nicht mehr dem Steuerruder gehorchte, ja daß es kaum vom Flecke kam. Wodurch dies geschah, weiß ich nicht, glaube auch kaum, es je zu erfahren, bis nicht das große Tagebuch eröffnet wird, bis nicht die ungeschriebenen Geschichten von vielen untergegangenen Schiffen, die unerzählten Kämpfe mit dem finsteren Elemente ans Tageslicht gebracht werden. Ob wir auf ein verborgenes Felsenriff oder auf eine Sandbank gefahren waren, ob wir ein Leck im Schiffe hatten, ich kann's nicht sagen. Ich frug den Steuermann; auch er konnte sich's nicht erklären; wir waren beide verblüfft, erstarrt! Zur selben Zeit machten wir auch zu unserem Schrecken die Entdeckung, daß das Schiff schnell und stätig Wasser ziehe, daß wir unaufhaltsam sänken. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, es mußte ein Traum sein . . . Doch nein! Mit jedem Augenblicke sanken wir tiefer und tiefer. Und die Andern schliefen unten ruhig in der Kajüte! In einem vollkommenen Delirium rannte ich zur Lucke und rief Jeden beim Namen und schrie, sie sollten sich auf's Deck retten. Peter rannte mittlerweile zum Boote und bemühte sich, es los und flott zu machen. Während dieser ganzen Zeit sanken wir immer tiefer und tiefer, und aus der Kajüte kein Lebenszeichen! Ich rief nochmals, und wäre auch hinuntergeeilt, wenn ich nicht eingesehen hätte, daß ich dabei dem sicheren Tode zueilte. Das Wasser stieg höher und höher, jetzt

war's schon an der Brustwehr. Und die Armen unten! Nochmals wollte ich rufen; aber heiliger Himmel! Das Wasser war schon am Deck. Wie ein Strom floß es daher und stürzte pfeilschnell in die Kajüte. Ich hörte noch ein oder zwei unterdrückte Schreckensrufe und alles war vorüber! Meine unglücklichen Gefährten waren aus den Armen des Schlafes in die des Todes gesunken.

Ich stand da, zitternd und vor Schrecken an allen Gliedern gelähmt.

Komm! rief der Steuermann ungeduldig.

Ich hörte das Klatschen des hinuntergelassenen Bootes.

Komm! rief nochmals und hastiger der Steuermann.

Ich schritt vorwärts; aber das Wasser reichte mir bereits bis über die Schenkel, ich glitt aus — wankte, strauchelte wieder und — fiel. Im nächsten Moment war ich schon über Bord geschwemmt, und mit den Händen herumschlagend und krampfhaft zuckend, fiel ich in die unergründliche Tiefe. Da ich nicht schwimmen konnte, sank ich immer weiter in den grünen Abgrund; aber beim verzweifelten Herumschlagen mit meinen Armen stieß ich auf etwas Festes, faßte darnach und hielt es mit todesängstlicher Anstrengung fest. Es hob mich empor; es war ein Holzblock und zwar derselbe Block, den ich, wie ich mich jetzt mit einem nicht zu beschreibenden Dankbarkeitsgefühle erinnere, gerade vor einer halben Stunde auf's Verdeck gebracht hatte, um ihn zu spalten! Nur vor einer halben Stunde! Damals war ich zwar anscheinend in Sicherheit, aber nur einige Axthiebe, und ich hätte mir meine gegenwärtige einzige Lebenshoffnung geraubt.

Ich versuchte nun auch, mich auf's Holz zu setzen, aber es ging nicht, der Block schnappte immer um, und mein Kopf kam unter Wasser. Ich ließ von diesem Vorhaben ab; klammerte mich fest an das Holz und begnügte mich, mein Kinn auf dasselbe zu legen, um nur Mund und Nasenlöcher über Wasser zu haben.

Aber das Boot! Peter hatte es doch in's Wasser gelassen! Warum nahm er mich nicht auf?

Ich schrie einmal — nochmals — keine Antwort. Aber halt! — was ist das? — ist das nicht ein Schwimmender? — Ja es kam näher und näher; ich strengte meine Augen an, um in die Richtung des Geräusches zu blicken. Aber der Mond war gerade in einer finstern Wolke versteckt, ich konnte nichts sehen. Näher und näher kam der Schwimmende, — ich konnte schon deutlich das Keuchen eines beinahe Erschöpften erkennen — und auf mich zu; irgend etwas prallte an mich an. Es war ein Arm, der das Holzscheit ergriff und an sich zog. Jetzt trat auch der Mond aus seiner Verhüllung hervor, und bei dessen Lichte erkannte ich das Gesicht des Steuermanns! Auch er erkannte mich sogleich; die Erschöpfung hatte ihm die Sprache geraubt. Er hielt sich mit beiden Händen fest, und bemühte sich, nur wieder zu Athem zu kommen. Und stumm wurden wir beide auf dem Blocke vom mächtigen Wasser geschaukelt, einem Wellenberg hinaufgetragen und in's Wellenthal hinabgeschleudert.

Endlich konnte er wieder sprechen, und nun erzählte er mir zu meinem Entsetzen, daß er wohl das Boot flott gemacht habe, dasselbe aber von einem durch das untergehende Schiff verursachten Wirbel in die Tiefe gezogen wurde. Er selbst hatte sich nur durch einen verzweifelten Sprung in's Wasser gerettet, aber ein Sperrbaum hatte seinen Fuß getroffen, und dieser arg verletzte Fuß war daran Schuld, daß ihn selbst das wenige Schwimmen beinahe ganz erschöpft hatte.

Für eine Weile waren wir gesichert, wenigstens für so lange, als unsere Kräfte ausreichen würden, und gelang es uns, bis Tagesanbruch auszuhalten, so konnten wir vielleicht gesehen und gerettet werden; aber bis zum Tagesgrauen mußten noch Stunden und Stunden verstreichen! Und wir fühlten schon jetzt einen

Krampf in unsern Händen. Wenn unsere Kräfte uns verlassen, wenn sie uns nur zu bald entschwinden sollten? was dann?

Stunde um Stunde verstrich mit entsetzlicher Langsamkeit. Bereits erfaßte eine tödtliche Kälte meinen ganzen Körper, und schien mein ganzes Blut in den Kopf treiben zu wollen. Die Hände wurden mir steif, trotz meiner Anstrengung, diese Steifheit durch zeitweiliges Aendern meiner Lage auf dem Blocke zu vermeiden. — Und noch immer kein Zeichen des kommenden Tages!

Peter hatte seit seinen ersten Worten beinahe nichts gesprochen. Plötzlich fing er an und sagte mir mit leiser und heiserer Stimme, die ich nie als die seinige erkannt hätte, daß er den Block bald loslassen, daß er sterben müsse.

Es ist keine Hilfe für mich, sagte er, ich muß sterben! . . . also besser jetzt, als später — lebe wohl. — Wenn Du gerettet wirst, so besuche Mary und die Kleinen und erzähle ihnen mein Schicksal; lebe wohl!

Ich rief ihm zu, ich bat ihn, nur noch ein wenig auszuharren, nur noch ein klein wenig! Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er hier vor meinen Augen untergehen sollte. Ich beschwor ihn, zu bleiben.

Laß mich, antwortete er mit erlöschender Stimme, störe mich nicht, ich will beten.

Lebe wohl, sagte Peter nochmals nach einer Weile in einem beinahe heiteren Tone.

Ich wollte seinen Arm fassen, aber es war zu spät: er hatte den Block schon losgelassen. Gerade trat der Mond hervor und beschien das Wasser. Sein düsteres Licht enthüllte mir ein Gesicht, daß ich fortan, weder wachend noch schlafend, nie vergessen konnte. Eine ungeheuere Welle hob mich in diesem Augenblicke aufwärts, und als ich wieder niederschwebte, war ich — allein!

Allein — ganz allein, um allein zu sterben, denn sterben mußte ich, dessen war ich überzeugt; es gab keine Hoffnung. Wird der Tag denn nie anbrechen? fragte ich verzweifelnd. Und als ich dies fragte, verhüllte sich wieder der Mond, und dichte Finsterniß schloß mich wieder ein. Ich glaubte es damals zu fühlen, daß ich den Sieg des Lichtes über die Dunkelheit nicht mehr schauen würde.

Meine Hände konnten jetzt kaum mehr den Block fühlen, an welchem ich hing; das Gewicht meines kalten, unbelebten Körpers schien mit jedem Augenblicke zu wachsen, und die Lebenswärme wollte meinen ganzen Körper verlassen, um auf immer durch das heftig pochende Gehirn zu entweichen.

Traurige Gedanken überkamen mich. Ich dachte an die Heimath, die ich so leichtsinnig verlassen hatte; an den guten Vater, an die gute Mutter und an die lieben Schwestern; alle warteten auf mich mit voller Verzeihung und grenzenloser Liebe! Ja — eben träumten sie vielleicht von mir und ersannen Pläne zu meinem künftigen Glücke, während ich langsam, Zoll um Zoll in das tiefe Seegrab sank. Als ich dies alles bedachte, da füllten sich meine Augen mit Thränen. War's nicht sonderbar, daß ich damals weinen konnte?

Plötzlich bemerkte ich durch meine Thränen einen dünnen, schwachen Lichtfleck am östlichen Horizonte. Das weckte mich aus meinem Seelenjammer; es schien neues Leben durch meinen ganzen Körper zu verbreiten. Ich fühlte, wie das Blut wieder hoffnungsvoll seinen gewohnten Lauf nahm. Das erste Morgengrauen ist sichtbar! In diesem Gedanken lag ein ganzes Leben! Die schwermüthigen Gedanken waren plötzlich wie weggehaucht.

Ich blickte von nun an fortwährend auf diesen entfernten Lichtfleck, denn ich fürchtete stets, mich getäuscht zu haben. Ich sah den Lichtpunkt immer fort wachsen und wachsen. Immer mehr breitete er sich auf dem Wasser aus zu einem flammenden Schwert,

das die Finsterniß vor sich her trieb. Die Lichtlinie passirte endlich auch mein Haupt und Himmel und Ocean verschwammen in ein dämmriges Grau, nur zeitweilig von hellrothen Lichtstreifen unterbrochen, die vom Wasser zurückgeworfen wurden. Ein dunkler Punkt, roth wie ein Blutfleck, tanzte mir auf jeder Wellenspitze entgegen.

Jetzt erst stieg die blutrothe Sonne selbst über den Horizont und überschüttete mich mit einem blendenden Lichtmeer. Der sehnlichst herbeigewünschte Tag war endlich herangebrochen. Die Wellen glänzten und glitzerten, die Seemöven flogen auf, jagten über's Wasser, setzten sich, wiegten sich auf den Wellen und flogen dann in weitem Zirkel dem schimmernden Lichtmeer entgegen. Dann kamen Seeraben gerade über meinen Kopf geflogen, langsam und schwerfällig die Flügel schlagend, als ob sie nur mit größter Mühe ihren plumpen Körper durch die Luft zögen.

Gerade in diesem Augenblicke wurde mein Ohr von einem eigenthümlichen fremdartigen Geräusche berührt. Es war ein sanftes Murmeln, das regelmäßig wiederkehrte. Es konnte nur vom Anschlagen des Wassers auf ein Kieselufer herrühren. Ich drehte meinen Kopf um, so gut es ging und sah, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht getäuscht. Ich war nur dreißig bis vierzig Klafter vom Ufer entfernt. Das Land und mit ihm das Leben lag vor meinen Blicken. Mit sicherer Lebenshoffnung blickte ich darauf hin. Ja diese Hoffnung wuchs zur größten Zuversicht, denn diesen Ort mußte ich ja kennen. — Ja er war es. — Da lag die kleine Bucht, da der graue Felsen, die Hütte mit dem weißen Dache; es war ja derselbe Platz, den ich hundert und hundert Male mit meiner Mutter und mit meinen Schwestern besucht hatte. Hier hatte ich gefischt, gebadet und manchen glücklichen Tag verlebt und jetzt war ich wieder hier, um vielleicht — zu sterben.

Aber nein, ich mußte nicht sterben. Die Hoffnung, zu leben.

verließ mich nicht, ja sie wuchs stärker und stärker. In der Hütte am Ufer pflegen sie zeitig wach zu sein; ich werde dann schreien und sie werden mich vielleicht hören; ich kann ja den Block noch stundenlang halten! Ach, eine etwas stärkere Welle, die gegen mich hereinbrach, und der Kampf, den es mich kostete, mich auf meinem Rettungsholze zu behaupten, zeigten mir, wie elend und schwach ich war und wie bald meine Hand den Block für immer loslassen mußte.

Eine lange traurige Zeit verging wieder. Ich wurde von den Wellen auf und abwärts getragen, wie eine Seepflanze. Fortwährend sah ich starr auf die Hütte, sehnsuchtsvoll erwartend, daß die Thüre sich öffne, daß ein menschliches Wesen heraustrete.

Aber nichts rührte sich, nichts ließ sich blicken! O, es schien tausendmal bitterer, im Angesicht meines Geburtsortes, so nahe der möglichen Rettung, zu sterben. Ich hätte den Tod tausendmal leichter mitten im Ocean ertragen, wo nichts als Himmel und Wasser und auch nicht die geringste Hoffnung vorhanden war. Ich hätte die Augen geschlossen und meine Gedanken wären hierher geeilt. Aber den Tod an diesem geliebten Orte zu erleiden, da das Sonnenlicht und der Anblick des heimathlichen Strandes wieder den erlöschenden Hoffnungsfunken zur freudigen Lebensflamme angefacht hatten; o, es war fürchterlich, zu fürchterlich!

Schon fühlte ich das Herannahen des Todes. Das Blut klopfte und hämmerte in unregelmäßigem Takte. In meinen Ohren summte und sauste es, ein nebliger Schleier zog sich über meine Augen. Ja ich vergehe, ich sterbe, der Block entflieht.

* * *

Jetzt hatte mein Gehör jene Schärfe erreicht, die unsere Sinne oft dann annehmen, wenn sie uns ganz verlassen wollen. Ich hatte das Geräusch einer sich öffnenden Thüre gehört. Durch den Nebelschleier, der meine Augen umzog, bemerkte ich, daß ein

Mädchen aus der Hütte trat. Das war genug, mich wieder zu beleben! Ich warf mich quer auf's Holz und versuchte zu schreien. Ach! die Stimme versagte mir, der Laut erstarb in meiner Kehle. Das Mädchen wandte sich. Sie schickte sich an, in die Hütte zurückzukehren. O Gott! meine noch einzige Hoffnung verließ mich mit ihr. Nochmals schrie ich verzweiflungsvoll. Diesmal mußte sie mich gehört haben, sie hielt an, blickte rechts und links und auch auf das Meer. Sie hatte mich aber nicht gesehen, denn sie wandte sich wieder zum Gehen! Die Todesfurcht sprengte endlich die Fesseln meiner Stimme. Ich rief wieder und wieder und lauter als früher. Jetzt wandte sie sich zu mir. Durch eine Anstrengung, die ich heute nicht mehr begreife, hob ich einen meiner steifen, beinahe todten Arme über den Kopf und stieß einen langen starken Schrei, den letzten, aus. Und nun erblickte sie mich. Ich hörte noch ihren Ausruf der Verwunderung. Sie stürzte in die Hütte, ein Mann, halbangekleidet, kam heraus; dann noch einer, sie liefen zum Ufer und riefen mich an. Noch sah ich, wie sie ein Boot bestiegen und durch die Brandung ruderten. Aber es war schon zu spät, zu spät! Mein Gehirn brauste und tobte, alles drehte sich im Kreise. Ich verlor das Holz und sank unter. Kein anderer Laut drang zu meinem Ohr als das Brausen des Wassers. In diesem Augenblicke war's mir, als ob alle Thaten, alle Gedanken meines ganzen Lebens vor meine Seele träten. Dann war's mir wieder, als ob ich auf eine finstere Wüste geworfen, und mit Feuerstrahlen gepeitscht würde. Aus den Flammenbündeln entwickelten sich sodann die Gestalten aller meiner Vielgeliebten und lang Verlorenen. Endlich erstarb auch diese Erscheinung und ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder die Augen öffnete, lag ich im Bette, im einzigen Schlafzimmer der Hütte, von lauter bekannten Gesichtern umgeben. Ich war gerettet! Zwar mit einem solchen drückenden bleischweren Kopfweh, mit einem solchen Stechen und Prickeln im

ganzen Körper, mit einer solchen Unfähigkeit, mich zu bewegen, daß ich beinahe meine Rettung bedauerte.

Jetzt weiß ich wieder den Werth des Lebens zu schätzen, und jene fürchterliche Nacht auf dem Blocke hat den Samen zu mancher guten That in mein Herz gelegt.

Affenjagd auf Madagaskar.

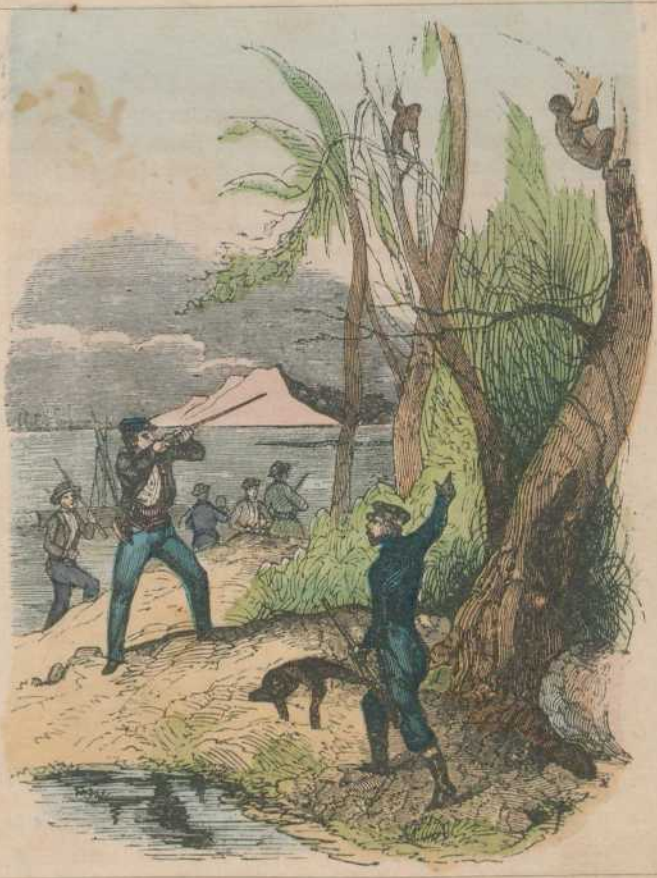
Madagaskar, an der Ostseite Afrika's gelegen, ist eine der schönsten und größten Inseln des Erdbodens und mit Allem ausgestattet, was ein Volk zum heiteren Leben und zur Entwickelung seiner geistigen Kräfte bedarf. Ein Gebirg, oft von beträchtlicher Höhe, nicht ohne umfangreiche Wälder und rauschende Gewässer, zieht der Länge nach hindurch. Eine Menge tropische Pflanzen, bekannte und unbekannte, sind vorhanden, besonders eigenthümliche Balsam- und Gummibäume. Das Thierreich wird besonders durch Rindvieh., Seidenraupen, Schildkröten und Affen würdig repräsentirt. Ein Franzose, der mit mehreren Gefährten eine Ausflucht nach der Insel unternommen hatte, gibt nachfolgende Schilderung. „Auf den Bäumen, hinter den starken Aesten und laubigen Zweigen hingen viele hundert Stück von Affen neuer, seltener Art. Wir fingen an, Feuer zu geben, und ungeachtet der Höhe der Bäume und der Behendigkeit dieser Thiere hatten wir doch die Freude, vier Stück zu erlegen. Sie wurden mit an Bord genommen, und befinden sich jetzt, da es vier prächtige Exemplare waren, in den Schränken des naturhistorischen Museums zu Paris aufgestellt.

Wenn man von dem fast menschlichen, überaus klugen Ansehen dieser Thiere Zeuge gewesen ist, kann man sich kaum eines natürlichen Schmerzes erwehren, wenn man es unternimmt, solche Wesen in ihrem natürlichen, harmlosen Zustande zu überraschen.

Diese in Furcht gejagten Thiere begaben sich von einem Baume zum andern, und schwangen sich mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit von Zweig zu Zweig. Sie vermieden, den weichen Boden ihres schlammigen Aufenthaltsortes zu betreten; dennoch hatten wir das Vergnügen, einen zur Erde gesprungenen Affen mit der möglichsten Leichtigkeit auf dem Schlamme hinhüpfen zu sehen. Bei näherer Untersuchung ihrer Füße (richtiger Hinterhände) fanden wir, daß dieselbe eine große Handspanne lang und breit waren.

Die Nahrung dieser Thiere besteht namentlich in den Blättern des merkwürdigen Baumes, rhizophora gymnorhiza genannt. Dieser Baum hat die Eigenthümlichkeit, daß er nur eine starke Wurzel (Pfahlwurzel) in die Erde schlägt, während seine übrigen Wurzeln nackt über der Erde liegen. Seine Blätter bieten den Eingebornen dieser Insel ein köstliches Essen dar, während man auch seine Früchte in Palmwein kocht und sehr gern genießt.

Der Magen dieser Affen, von derselben Beschaffenheit wie bei den wiederkäuenden Thieren, war in ungeheuerer Menge mit solchen Blättern angefüllt. Zu bewundern ist es, daß eine so ungeheuere Menge Affen auf einem ziemlich kleinen Raume angetroffen wurden. Bei dem ersten Flintenschusse, den wir thaten, zeigte sich eine solche Bewegung auf den Bäumen, daß es schien, als würden alle Zweige lebendig; die Affen waren nicht nur zu Hunderten, sondern zu Tausenden zu finden. Eine große Anzahl dieser Thiere entfernte sich mit Blitzesschnelle von Baum zu Baum, dem nordwestlichen Ende des Waldes zu. Andere, die sich auf zu sehr vereinsamte Bäume verirrt hatten und in dieser Lage so gefährliche Sprünge nicht wagen konnten, verbargen



Affenjagd auf Madagaskar.

sich hinter die stärksten Aeste, wo sie nur von Zeit zu Zeit ihre Köpfe sehen ließen. Noch Andere zögerten in ihrer Angst und wußten nicht, was sie thun sollten; diese wurden auf den Zweigen, auf welche sie sich unbesonnen gewagt hatten, erschossen.

Der Brand in der Prairie.

In Nordamerika dehnen sich ungeheuere Grasebenen aus, die man Prairien nennt, der Boden ist zwar meistens trocken und sandig, doch ziemlich fruchtbar und mit dichtem Grase überzogen, hin und wieder finden sich auch einzelne Baumgruppen. Der Weg durch die Prairien, welchen der Reisende ohnehin nur nach dem Compaß und den Sternen finden kann, wird in der trockenen Jahreszeit unter einem brennenden Himmel und in einem von Staub verdunkelten Luftkreise sehr beschwerlich, aber, wenn durch irgend einen Zufall das trockene Gras der Prairien in Brand geräth, und die unzähligen Heerden wilder Thiere vor dem Feuer flüchten, in furchtbarem Grade gefährlich. Wir wollen hierüber die Geschichte eines Franzosen, welcher mit mehreren Gefährten eine Prairie in Texas durchzog, aus seinem eigenen Munde vernehmen. Die Reisegesellschaft hatte der angenehmen Hoffnung gelebt, sich mit den saftigen Höckern der Büffel gütlich thun zu können; obgleich sie bereits bis mitten in das Weideland vorgedrungen war, so hatte sie doch noch kein einziges solches Thier erlegt, und eines Abends wurden die Qualen des Hungers so heftig, daß man sich genöthigt sah, Tabak und Stücke Leder zu kauen, um die Gier einigermaßen zu stillen, und es wurde beschlossen, wenn am an-

dern Tage sich kein besseres Glück zeigte, das Loos über die Pferde zu werfen, und eines zu tödten. Ein Theil der Gesellschaft suchte sich durch Erzählen die Nacht zu verkürzen, während andere schliefen. „Wie, Ihr sprecht immer noch?“ rief der Doctor gähnend — er war so eben erwacht. „Wie, Ihr habt ja die ganze Nacht durchgeplaudert, es fängt ja schon an zu tagen.“ Dieses sagend, schaute er auf seine Uhr, hielt sie sodann an's Ohr, ob sie nicht stehen geblieben sei, und rief: „Bei meiner Treu, ich habe erst halb zwei Uhr.“ Der Pfarrer zog auch seine Uhr und wiederholte: „erst halb zwei Uhr“. In diesem Augenblick zog der Wind, und ich hörte das entfernte, dumpfe Geräusch, das im Westen entweder ein Erdbeben, oder ein „Estampede“ von Heerden von wildem Hornvieh und andern Thieren ankündigt. Auch unsere Pferde versahen sich einer Gefahr, denn sie waren ganz toll, suchten mit aller Gewalt die Stricke zu zerreißen und zu entfliehen. „Auf“, rief ich, „auf, Gabriel, Roche, auf — auf — he! Ihr Freunde, schnell, schnell. Sattelt Eure Pferde! Rettet Euer Leben; die Prairie steht in Flammen und die Büffel jagen gegen uns heran.“ Alle sprangen auf, aber es wurde kein Wort gewechselt. Jeder fühlte die Gefahr seiner Lage; nur in der Eile konnten wir ein Rettungsmittel finden, wenn es nicht gar schon zu spät war. In einer Minute waren unsere Pferde gesattelt, in einer zweiten sprengten wir wie toll über die Prairie, legten den Pferden die Zäume auf den Nacken und ließen sie ganz ihrem Instincte folgen. Mit solcher Geschwindigkeit hatten wir die Flucht ergriffen, daß alle unsere Decken, außer der von Gabriel, zurückblieben; die Rechtsgelehrten hatten nicht einmal mehr an ihre Felleisen gedacht, und der Pfarrer vergaß seine Holster und seine Büchse. Eine Stunde lang jagten wir mit unverminderter Schnelligkeit fort, als wir plötzlich fühlten, daß die Erde hinter uns zitterte, und bald schlug das entfernte Gebrülle der Büffel, vermischt mit Heulen und schärferem Geschrei anderer

Thiere, an unser Ohr. Die Atmosphäre war schwer drückend, während die Flammen, rascher als der Wind, am Horizont zu nahen schienen. Flüchtiges Rothwild von allen Arten schoß wie Pfeile an uns vorüber; Hirsche sprangen über die Gründe in Gesellschaft mit Wölfen und Panthern; Heerden von Elendthieren und Antilopen kamen geschwinder, als ein Traum vorüber, und dann erschien wieder ein einzelner Mustang, oder ein mächtiger Büffel. Obgleich unsere Pferde jede Muskel anstrengten, so kam es uns doch in unserer heftigen Bangigkeit vor, als ob wir stille ständen. Die Atmosphäre ward immer dichter, die Hitze immer drückender, das Geschrei tönte lauter und lauter an unsere Ohren, und zuweilen mischte sich darein ein so gräßliches Geheul, so unirdische Stimmen, daß selbst unsere Pferde in ihrem tollen Laufe inne hielten und an allen Gliedern zitterten, da sie auch ihnen übernatürlichen Erscheinungen zu entströmen schienen, aber dies dauerte nur eine Secunde, und sie flogen wieder dahin Ein edler Hirsch kam ganz nahe an uns vorüber, seine Kraft war gebrochen, nach drei Minuten sahen wir ihn todt am Boden liegen. Aber bald wälzte sich uns mit dem rauschenden Getöse des Wirbelwindes die Masse schwererer und minder hurtiger Thiere nach: Büffel und wilde Pferde, Alles miteinander vermengt, ein ungeheurer dunkler Körper, von unglaublicher Breite und Tiefe; so rückten sie heran, jedes Hinderniß niedertretend. Die Phalanx war kaum eine halbe Stunde hinter uns. Unsere Pferde waren beinahe erschöpft, wir gaben uns verloren -- noch ein paar Minuten, und wir sollten zu Atomen zerstampft werden. In diesem Augenblick machte sich Gabriel's tiefe Stimme — fest und gebieterisch — hörbar. Er war lange an Gefahr gewöhnt gewesen und schaute ihr jetzt mit ungebeugtem Muthe entgegen, als wären solche Scenen sein eigenthümliches Element. „Herab von Euren Pferden!“ rief er, „zwei von Euch sollen sie festhalten. Streift Eure Hemden und was sonst Feuer fangen möchte, vom

Leibe; schnell, kein Augenblick ist zu verlieren." Als er so gesprochen, zündete er ein Stück Zunder auf der Pfanne seiner Pistole an, und war bald beschäftiget, mit allen Kleidern, die wir ihm reichten, ein Feuer zu machen. Dann rafften wir verdorrtes Gras und Büffeldünger zusammen und warfen es auf einen Haufen. Ehe drei Minuten vergingen, schlugen die Flammen von dem Haufen auf. Sie rückte an die in Schrecken gesetzte Masse Thiere, und brüllte, unser Feuer gewahrend, vor Angst und Wuth, aber drehte sich nicht, wie wir gehofft hatten. Sie rückten heran, und schon konnten wir ihre Hörner, ihre Füße und den weißen Schaum unterscheiden; unser Feuer war im Erlöschen, die Flammen sanken zusammen; der Pfarrer stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Sie rückten heran, die rasend gewordenen Myriaden; ich konnte ihre wilden Augen glänzen sehen, sie bogen nicht auf die Seite, öffneten keinen Durchgang — sie kamen, wie die Boten des Todes, näher, näher und immer näher. Mein Gehirn taumelte im Kreise, meine Augen verfinsterten sich; es war gräßlich, gräßlich! Ich sank nieder, bedeckte mein Angesicht, und erwartete mein Schicksal. In diesem Moment vernahm ich eine Explosion — dann ein Gebrülle, als käme es aus zehn Millionen Büffelbullen hervor, so betäubend war das Getöse der Masse der nicht zwanzig Ellen von uns entfernten Thiere. Jede Secunde erwartete ich die Hufe, die uns zertreten sollten, aber der Tod kam nicht. Ich vernahm nur das Rauschen eines mächtigen Windes und das Zittern der Erde. Nun hob ich das Haupt und schaute um mich. Gabriel hatte im entscheidenden Augenblick etwas Branntwein auf das Feuer geschüttet, die lederne Flasche war zerplatzt und eine blitzartige Flamme daraus hervorgeschossen; auf Kosten von Tausenden zu Tod gequetschter Thiere waren die Bestien vor der Berührung mit der scharfen, blauen Feuersäule zurückgewichen, die sich durch die Explosion gebildet hatte. Vor uns und hinter uns und um uns konnten wir nichts

sehen, als die zottige Wolle der plumpen Ungeheuer; kein Spalt war in den fliehenden Massen bemerkbar, außer der schmalen Linie, die sich geöffnet hatte, um unser Feuer zu meiden. In dieser gefährlichen Lage verharrten wir eine Stunde und unser Leben hing davon ab, daß die Thiere die Linie nicht schlossen; aber die Vorsehung wachte über uns, und nach einer mir ewig dünkenden Zeit banger Erwartung wurden die Haufen dünner und dünner, bis wir uns nur noch von den schwächern und erschöpftern Thieren umgeben fanden, welche den Nachtrab bildeten. Die erste Gefahr war vorüber, aber wir hatten noch einer eben so großen zu entfliehen — der verfolgenden Flamme, die uns nun um so näher gekommen war. Die ganze Prairie hinter uns stand in Flammen, und das zischende Element rückte mit furchtbarer Schnelligkeit auf uns zu. Abermals sprangen wir in den Sattel und die Pferde, welche wieder Athem gewonnen hatten, brachten uns mit einer durch die Furcht verzehnfachten Kraft zum Nachzug der Büffel. Es war ein furchtbarer Anblick! ein Feuermeer tobend in seiner Wuth, mit seinen vorwärts stoßenden Wellen, und dem grauenhaften Zischen, immer näher rückend, geschwinder sich fortrollend als der scharfe Morgenwind. Waren wir nicht so eben einer beinahe gleich furchtbaren Gefahr auf eine so unerwartete Weise entgangen, so würden wir wohl in Verzweiflung gerathen sein und einen scheinbar fruchtlosen Kampf für unser Leben aufgegeben haben. Wir sprengten fort und fort an den Hügeln hinauf, an den Abhängen hinab. Das Feuer war dicht hinter uns, als wir auf einmal gewahrten, daß eine halbe Stunde vor uns die unermeßliche Heerde einen tiefen, breiten Schlund erreicht hatte, in welchen sie sich, Tausende auf Tausende kopflings in den Abgrund stürzend in ungemessener Eile warfen. Aber das Feuer tobte nun immer geschwinder heran, loderte viel heftiger auf, denn zuvor, als wäre es entschlossen, seine Beute nicht verloren zu geben; es wirbelte seine Wogen über unsere

Köpfe empor und erstickte uns beinahe mit seiner Hitze und seinem schwarzgelben Rauch. Ein paar Secunden noch spornten wir unsere Pferde, wie im Todeskampfe; Eile war Leben; der Schlund sollte uns retten oder unser Grab werden. Wir sprangen hinab, förmlich getragen auf dem Rücken der in den Abgrund stürzenden Masse, und erreichten ohne Gefühl und Bewegung den Boden, in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß. Sobald wir uns von dem Schlage etwas erholt hatten, fanden wir, daß wir gnädig bewahrt geblieben waren; seltsamer Weise hatten weder Pferd noch Reiter eine ernstliche Verletzung erlitten. Ueber unsern Häuptern hörten wir das Zischen und Krachen des Feuers; mit Grauen schauten wir zu den Flammen auf, welche an dem Rande des Abgrundes hinwütheten, bald emporlodernd, bald sich senkend, als wollten sie über den Raum hinüberspringen und alles Leben in den westlichen Einöden vernichten. Wir waren unversehrt; unser Fall brach sich an den Thieren, welche den Sprung vor uns gemacht hatten, und auf den Tausenden von Leichnamen, die als eine Hekatombe aufgehäuft lagen und uns wie ein Kissen auf sich genommen hatten. Nicht ohne große Schwierigkeit wickelten wir uns und unsere Pferde aus dem Wirrsal hervor, und über die Masse der thierischen Trümmer hinabsteigend, gelang es uns endlich, ein paar Morgen freien Boden zu erreichen. Dieser Boden war über dem Wasser des Sturzbaches erhoben, der durch die Schlucht lief, und bot unsern unsäglich ermatteten Pferden eine prächtige Weide, aber die armen Geschöpfe waren in einen zu gewaltigen Schrecken versetzt und zu sehr erschöpft und streckten sich, ein schmerzliches Schauspiel äußerster Hilflosigkeit bietend, alsbald auf die Erde nieder. Wir bemerkten, daß es den Schaaren fliehender Thiere gelungen war, etwas weiter unten einen Ausgang zu der entgegengesetzten Prairie zu finden, und da Erde und Felsen noch zitterte, so erkannten wir, daß die „Estampede" noch nicht aufgehört hatte, und daß die Millionen von Flücht-

Schreckliches Unglück in den Pyrenäen

lingen ihr rasendes Rennen wieder fortsetzten. Es war auch wirklich noch Gefahr vorhanden, denn der Wind wehte heftig und trug große Feuerflammen auf die entgegengesetzte Seite, wo verdorrtes Gras und Buschwerk bald ergriffen wurden; so drang das zerstörende Element über den Schlund und setzte das Werk der Verfolgung unaufhaltsam fort. Wir aber priesen uns glücklich, auf diese Art entkommen zu sein und dankten dem Himmel für unsere wunderbare Rettung, und da wir nun vor unmittelbarer Gefahr sicher waren, so zündeten wir ein Feuer an und thaten uns gütlich mit einem jungen Büffelkalb, dessen Gebeine durch den Sprung in die Tiefe zerschellt waren.

Unglücksfälle bei der Heuernte in den Pyrenäen.

Die Pyrenäen, diese ungeheuere Gebirgsmauer, die Grenzscheide zwischen Spanien und Frankreich bildend, erheben sich mit ihren Felsenspitzen mehr als zehntausend Fuß hoch über die Meeresfläche, und während in den höchsten schnee- und eisbedeckten Regionen ein ewiger Winter herrscht, so weht in den tieferen Abhängen eine mildere Luft, zahlreiche Heerden weiden auf deren grünen Matten und blumige Wiesen hauchen balsamische Wohlgerüche aus. Die Viehzucht bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner und sobald der Schnee im Frühjahr geschmolzen ist, treibt der Hirte seine Heerde auf die niederen Bergabhänge, wo saftige Kräuter und Gräser schon hervorsprossen. Während der Sommermonate schwelgt das Vieh somit im wahren Hochgenusse, aber wenn der Winter kommt, wenn die Natur mit grimmigem Eifer sich in Schnee und Eis hüllt, da ist es todt und einsam auf den Höhen, wo kürzlich noch die munteren Heerden sich tummelten. Bevor aber Menschen und Vieh heimkehren in die

schützenden Wohnungen, ist es nöthig, sich mit Futtervorrath für den Winter zu versorgen, was mit den schwierigsten und gefährlichsten Anstrengungen verbunden ist. Der Hirte muß in die rauhesten Gebirgshöhen, an den furchtbarsten Abgründen und steilsten Felswänden hin, emporklimmen, um das kärgliche Gras zu mähen und für den Winter einzuheimsen. Auf den Höhen, wo das Gras wächst, brausen gar häufig mächtige Stürme und nicht selten geschieht es, daß das gewonnene Heu vom Windstoße erfaßt und hinab in die Niederungen und Abgründe geweht wird. Sind die Mähder in der Nähe, dann wirft sich Alles mit der ganzen Körperlast auf die Heuhaufen, um festzuhalten, was sich halten läßt. Das fortgetriebene Heu aber wird mit unsäglichen Anstrengungen wieder zusammen getragen, denn es ist ein kostbares Gut. Sobald das Heu sich zur Einbringung in die Scheuer eignet, beginnt der Transport, und zwar oft auf wahrhaft haarsträubende Art durch Schlitten, an den schrecklichsten Abgründen hin, oder über schmale Stege, wobei man jeden Augenblick erwartet, Mann und Fahrzeug in der Tiefe verschwinden zu sehen. Das beliebteste Transportmittel ist bei geeignetem Terrain das Herabwerfen von dichtumschnürten gewaltigen Heubündeln in die Tiefe, wobei der Mähder nur besorgt sein muß, sich die Stelle zu merken, wohin das Bündel gefallen ist. Er steigt dann auf Umwegen ihm nach und thut nach Befinden mit ihm einen zweiten und wohl auch dritten und vierten Wurf, bis es endlich im Thale angelangt ist. Diese Beschäftigung ist fast ebenso gefahrvoll, als die der Gemsenjäger, zu denen auch viele von ihnen gehören, und so hört man denn auch häufig von Unglücksfällen. Unser Bild stellt eine solche Schreckensscene dar, wo Mähder, die sich zu weit an die Abhänge gewagt, vor den Augen und zum Entsetzen ihrer Weiber in eine tiefe Schlucht hinabstürzen, um nie wieder gesehen zu werden.

Gefahren eines amerikanischen Pflanzers.

Ein Ansiedler, Namens Roger Bacon, kaufte sich im westlichen Amerika ein hübsches Gut in der breiten Ufernieder ung eines Flusses an, zusammt einem höher gelegenen Landesstriche, das Ganze mit dem stattlichsten Urforste bedeckt, dessen Bäume so hoch waren, daß man fast zweimal hinaufschauen mußte, um ihre Wipfel zu messen.

Es war schon spät im Sommer, als Bacon sein neues Gut bezog, so daß er eben nur Zeit hatte, vor dem Eintritte des Winters ein Blockhaus aufzuführen und einige Morgen Landes von den hochstämmigen Bäumen zu säubern. Man warnte ihn, seine Hütte in der Niederung aufzubauen, und gab ihm die Gefahr zu bedenken, der er, im Fall eines starken Austretens der Flußgewässer, hier ausgesetzt sei. Aber Roger Bacon war ein eigensinniger Mann, und daher jede Warnung vergeblich. Die von ihm gewählte Baustelle war wohl eine halbe Stunde vom Flusse entfernt und lag außerdem wie eine Insel einige Fuß hoch über dem ebenen Grunde; — und dann, ein so kleiner Fluß, — wie konnte der je so weit austreten und emporsteigen? — Nein, darüber war er ganz ruhig.

„Nun, Ihr werdet sehen," sprachen die Nachbarn, „werdet die traurige Erfahrung schon machen im Frühlinge, wenn der Fluß nicht etwa anderswo abläuft."

Unser ungläubiger Auswanderer hatte aber keinen Begriff von der Menge Schnee, die in jener Gegend fällt und von der Größe der Wasserfluth, die auf das schnelle Schmelzen desselben im Frühlinge zu folgen pflegt. Nun mußte zufällig gerade in diesem Winter ein außerordentlich tiefer Schnee fallen und der Märzmonat so kalt bleiben, daß die Sonne fast gar keine Gewalt über ihn hatte. Die Folge war, daß die ganze Schneemasse mit einem

Male auf einen warmen Aprilregen wegschmolz, wodurch der Fluß zu einer von den Ansiedlern noch nie erlebten Höhe anschwoll. Der Schnee hatte so tief gelegen, daß nur ein geringer Verkehr unter den wenigen Pflanzern jener Gegend während des Winters hatte unterhalten werden können, und Roger Bacon hatte fast so abgeschieden gelebt, wie ein Bär in einem hohlen Baume.

Während jenes warmen Regens hatte unser Einsiedler wohl das schnelle Zergehen des Schnees und das damit gleichen Schritt haltende Anwachsen des Flusses bemerkt, hielt sich aber immer noch für sicher und suchte bald nach Sonnenuntergang mit seiner gewohnten Unbekümmertheit sein einsames Nachtlager. Schon vor Mitternacht wurde er indessen aus seinem friedlichen Schlummer durch das Krachen der Bäume und das Rauschen der Gewässer aufgescheucht.

Er sprang aus dem Bette und — fand sich bereits knietief auf seinem eigenen Zimmer im Wasser. Schnell warf er nur die nöthigsten Kleidungsstücke über; denn es war augenscheinlich keine Secunde Zeit zu verlieren, und, was ihm noch schlimmer vorkam, es war viel zu dunkel, sich durch die Flucht zu retten, selbst wenn die Wasserfluth es noch vergönnt hätte. Sein einziges Auskunftsmittel zur Rettung des Lebens bestand denn vor der Hand darin, den nächsten Baum zu erklettern und dort den noch viele bange Stunden entfernten Anbruch des Tages abzuwarten.

Ungeachtet der tiefen gewaltigen Fluth glückte es ihm, einen Baum zu erreichen und zu ersteigen, zwischen dessen Aesten er nur leidlich gesichert sich festsetzte. Es war eine grauenvolle Nacht.

Die längste Nacht muß indessen ihr Ende haben, sagt ein Sprichwort, und so dämmerte denn endlich der ersehnte Tag auch in Bacon's schlummerlose Augen. Die Finsterniß verschwand aber nur, um ihm die trostloseste Aussicht zu zeigen. Fast das Erste, was er bei der zunehmenden Tageshelle unterschied, war die Zer-

störung seines Blockhauses, das auf den Fluthen schwamm und bei seinem wüthenden Hintreiben bald in Stücken zerschellt ward, wobei die Balken in bunter Zerstreuung dahin und dorthin forttanzten. Weiter sah er das ganze Thal in eine Wasserwüste verwandelt, deren Gewässer mit unerhörter Kraft dahinschossen und auf ihrem wogenden Rücken mächtige Eisschollen nebst zerbrochenem Holzwerk und ausgerissene Baumstumpen trugen, die bald in drehenden Strudeln herumwirbelten, bald, auf dem rasenden Strome mit entsetzlicher Gewalt fortgerissen, Alles in ihrem Laufe zertrümmerten. Was ihm am Ende bevorstand, ob er auf Rettung hoffen dürfe, — über diese Fragen wagte er sich selbst keine Antwort zu geben.

Dies Alles war jedoch keineswegs der ganze Umfang der Schrecken seiner Lage. Etwa eine Stunde vor Tagesanbruch hatte er nämlich ein gellendes Kreischen gehört, daß mit jeder Wiederholung näher zu kommen schien, und nun endlich so deutlich wurde, daß er in ihm den Schrei eines Panthers zu erkennen vermochte. Witterte ihn die wüthende Bestie, so war's ohne Zweifel um sein Leben geschehen. Er blieb nicht lange über diesen Punkt in Zweifel. Nach seinem Geschrei zu urtheilen, mußte sich ihm das Thier mit reißender Schelligkeit nahen, und die unter ihm brausenden Fluthen boten ihm in dieser Noth keinen Schutz, da der Panther, von Baum zu Baum springend, fast so gut weiter kommen konnte, als ginge die Reise auf ebenem Boden fort.

Endlich sah er das Schütteln der Aeste eines Baumes in nicht großer Entfernung. Welch' eine Lage für ihn! Unten ein verschlingendes Fluthengrab, tobend vor Ingrimm, in wilder Strömung gewaltige Eismassen und Holzstücke mit sich fortreißend, die ihn unfehlbar zerschmettern mußten, — und dort drüben der blutlechzende Rachen des beutelüsternen Panthers, von dessen Zähnen zermalmt zu werden er fürchten mußte.

Wieder ertönte ein gellender Schrei ganz in seiner Nähe! — wieder ein schüttelnder Baum — und wieder einer! Ein kurzer Augenblick krampfhafter Spannung ging dahin und jetzt —! Deutlich bewegte sich der Leib eines langgestreckten Thieres vor seinen angstgeschärften Blicken. Abermals sprang's und wieder. Der furchtbare Augenblick der Entscheidung war gekommen: denn in einer Entfernung von kaum 20 Ellen sah er in voller Schrecklichkeit ein riesengroßes Pantherthier, das mit katzenähnlichem Lauern auf einen mächtigen Baumast niederduckte und augenscheinlich die Entfernung nach seiner Beute hin abmaß, ehe es den letzten Satz that. Aus großen grünen, wuthblitzenden Augen glotzte es ihn wüthend an, während sein weitaufgerissener Rachen unter heiserem furchtbaren Knurren eine Reihe Zähne schauen ließ, die einem armen Menschenkinde nicht geringen Schrecken einzuflößen vermochten.

Mit fieberhafter Gewalt umklammerte Roger Bacon die Aeste, an denen er sich hielt. Das grimmige Thier stieß einen furchtbar gellenden Schrei aus; sein Haar sträubte sich, sein Rücken krümmte sich zum Bogen; sein Schweif begann jenes windschnelle zitternde Drehen und Wedeln, das nimmer irrende Losungszeichen zum letzten Sprunge, während seine glühenden Augäpfel immer zorniger entbrannten. Mit der Schnelle eines von sicherer Hand abgeschossenen Pfeiles that es den Sprung; — doch mit einer furchtbaren Kraftanstrengung gelang es Bacon, dem dicken Aste, nach welchem der Panther zielte, gerade im rechten Augenblick eine solche schütternde Schwingung zu geben, daß das Thier seine Krallen nicht zum sichern Halt einzusetzen vermochte. Das Ungethüm suchte sich zusammenzuraffen, konnte aber den zitternden Ast mit den Hinterfüßen nicht erreichen und hing nun so an seinen Vorderklauen in voller Länge baumelnd über dem wilden Wasserschlunde. Bacon aber fuhr fort, den Baumast zu rütteln, und an dem Nachlassen des Thieres ließ sich bald deutlich wahrnehmen,

daß es sich nur noch wenige Secunden länger werde halten können. Der Panther erhob ein ohrzerreißendes Schreckensgeschrei — und im nächsten Augenblicke glitten seine Klauen machtlos ab, und grauenvoll aufheulend stürzte er in die Sturmfluth hinab. Das Ungethüm klammerte sich im Fallen einen Augenblick noch an einen gebrochenen Ast, der aus dem Wasser herausragte, wurde aber bald vom brandenden Strome hinabgespült und zwischen dem Eise und dem Treibholz mit fortgerissen, um nie wieder einen armen Ansiedler mit seinem Besuche zu beschweren.

Im Laufe des Tages richteten die Nachbarn allmälig ihr Augenmerk auf die bedenkliche Lage, in der die Wasserfluth wahrscheinlich ihren einsiedlerischen Genossen überrascht hatte, und nachdem das Eis so weit weggeschwommen war, daß man es wagen durfte, einen Nachen in den Strom zu lassen, wurde er aus seiner gefahrvollen Lage erlöst.

Die muthige Vertheidigung.

Eine Bärengeschichte.

(Hierzu das Bild auf dem Titelblatt.)

Wer heutzutage den herrlichen Rhein entlang fährt, oder das schöne Franken bereist, wo die goldene Traube auf den grünen Hügeln reift, der wird es kaum glaublich finden, daß hier vor nicht vollen fünfhundert Jahren noch Bären hausten, und daß in einer noch ferneren Vorzeit, deren genaue Entfernung von unseren Zeiten gar nicht angegeben werden kann, diese schönen Gefilde von riesigen Bären bewohnt waren, welche an Körpergröße und Stärke sogar noch den grimmigen Bären der Felsengebirge und den Eisbären übertrafen.

Geschichtliche Thatsache ist ferner, daß nicht nur zur Zeit der Römer, sondern noch bis weit in die christlichen Zeiten herein der

braune Bär in unserm Vaterlande sehr zahlreich verbreitet war; daß in unsern größeren Gebirgen noch vor wenigen Jahrhunderten der Bär ziemlich häufig vorkam, und daß der nördliche Abhang unserer deutschen Alpen noch heutzutage bisweilen von diesem wilden Gaste heimgesucht wird.

Der grimmige Bär erdrückt seinen Gegner nicht in seiner Umarmung, sondern schlägt seine Beute mit seinen gewaltigen Tatzen nieder. Ein Reisender, der dieses Thier genau beobachtet und fünf Exemplare mit eigener Hand erlegt hat, versicherte: wenn ein grimmiger Bär einen Gegenstand sehe, so stelle er sich auf die Hinterbeine und stiere ihn einige Minuten aufmerksam an; dann gehe er — gleichviel ob derselbe ein Mensch oder ein Thier sei, — gerade darauf zu, unbekümmert um die etwaige Zahl seiner Gegner, und ergreife seine Beute, und stünde dieselbe auch mitten in einem Regiment Soldaten.

Die Scene, welche unser Bild darstellt, hat sich vor einigen Jahren in der Schweiz zugetragen. Eine arme Frau mit ihren beiden Kindern war in den Wald gegangen, um Reißholz zu suchen, als plötzlich ein mächtiger Bär aus dem Dickicht hervorbrach und sich schnaubend und grunzend auf den Hinterbeinen der zum Tode erschrockenen Familie näherte. Das älteste der Kinder, ein Knabe von zehn Jahren, verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart und ging muthig mit seinem Beile in der einen und mit dem Taschenmesser in der anderen Hand auf seinen grimmigen Gegner los. Der Bär stutzte und machte zur großen Freude der geängstigten Familie Kehrt, brummend auf seine unfern befindliche Höhle zutrabend, in welcher er alsbald verschwand. Ein Trupp bewaffneter Landleute machte sich des andern Tages auf den Weg, lockte den Bären durch Anzünden des vor der Höhle aufgehäuften Reisigs heraus, wo er nach kurzem Widerstande erlegt wurde.

Druck von Friedr. Scheel in Cassel.

H/S 136 850

1

36,—
EN

Internationale Jugendbibliothek
04700235735O

Reise-Abenteu

und

Jagdgeschichten.

Unsern Knaben erzählt

zur Erweiterung ihrer Kenntnisse in der Lände
Völkerkunde und Naturgeschichte.

Die muthige Vertheidigung. S. 124

Mit 8 colorirten Bildern.

Berlin.
Verlag von August Riese.